

Das literarische Echo

Halbmonatschrift für Literaturfreunde

22. Jahrgang: Heft 5.

1. Dezember 1919

Steil

Von Friedrich Michael (Leipzig)

„Das Steile, Jähre scheint der Jugend
zuzufügen.“ Goethe.

Manchem Bücherfreund mag schon die häufige und oft befremdende Verwendung des Wortes „steil“ in der modernen Literatur aufgefallen sein. Überall findet man es, in Gedichten und Dramen vor allem; aber auch im Roman heißt es gelegentlich: „Er ging mit steilen Knien in die Stadt“; im Essay begegnet man öfter als früher dem „steilen Flug der Gedanken“ und selbst der wissenschaftliche Aufsatz spricht von „dem gleichen Bekenntnis hochgehobenen Forschens, steilen Suchens und reifen Lebenssinnes“. Ein Modewort also? Ja, viele Fälle des Gebrauchs sprechen dafür, daß es sich nur um eine modische Manier des Autors handelt. Aber das ist sekundär. Ursprünglich erscheint es als die notwendige Geste des modernen Künstlers, ist es Ausdruck eines geistigen Gerichtetseins, einer Weltanschauung, ist es Teil eines bestimmten, heute „Expressionismus“ genannten Stils. Und einer künftigen kritischen Analyse dieses Stils wollen die wenigen hier folgenden Betrachtungen Prolegomena sein.

Aus einer Adjektivbildung zum Verbum „steigen“ — stei(ga)l — entstanden, erscheint das Wort im allgemeinen Sprachgebrauch als „schroff aufsteigend oder abfallend“ erst im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts. Die Wörterbücher verzeichnen aus früherer Zeit ein Zitat aus Vohensteins „Sophonisbe“ (1680): „noch selbst die Tyrannei die steilen Hörner ein“ — so schreibt Ernst Rissauer noch im jüngsten seiner Gedichtbücher: „wie mit stoßhaft steilem Horne“. Am häufigsten wird das Wort zur Bezeichnung eines landschaftlichen Bildes gebraucht, man spricht von steilen Felsen, steilen Höhen. Kleist sagt von Penthesilea: „O sie geht steil-bergab den Pfad zum Orkus“ und Faust geht „Schritt vor Schritt auf steilen Pfaden“. In dieser letzten Wendung liegt aber schon mehr als das tatsächlich Meßbare einer Steigung, steil wird hier bildhaft und bedeutet: schwierig und gefährvoll, kühn und verwegen. So spricht Wieland im „Oberon“ vom „steilen Bord des Untergangs“, Schiller von „der Tugend steilem Hügel“, so hieß es in dem oft gesungenen, nun verklungenen Lied: „Nicht Roß, nicht Reizige sichern die steile Höh, wo Fürsten stehn“, und

wenn Faust den Weg zu den Müttern gehen will, warnt ihn Mephisto:

„Du wähnst, es füge sich sogleich;
Hier stehen wir vor steilern Stufen . . .“

In Goethes „Novelle“ findet sich eine Stelle, die besonders anschaulich macht, wie der bildhafte Sinn aus der ursprünglichen Bedeutung heraus erwächst. Es ist jene Szene, in der die Fürstin, der Oheim und Honorio nach dem Ausblick ins Land höher hinauf ins Gebirge streben, um eine noch weitere, weniger begrenzte Fernsicht zu haben. Nach Durchquerung einer breiten Geröllhalbe „fanden sie sich gerade vor der steilsten unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgegründet voran, und so türmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähre scheint der Jugend zuzufügen; dies zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern ist jungen Gliedern ein Genuß.“

Steil und jäh — das sind die Worte, die in der Dichtung der neuen Jugend in ungezählten Verbindungen herrschen, und das Bild des Schwierigen, Kühnen und Ragenden ist in dem Wort „steil“ noch weiter entwickelt worden; besonders in Verbindung mit abstrakten Worten, wie es sich früher nur ganz selten, etwa in einem Gedicht von F. C. C. Creuz (1769) als „des Hofmanns steiles Glück“ fand, begegnet es uns heute fast in jedem Werk eines Dichters expressivistischer Prägung oder seiner Mitläufer und Nachbeter.

„Steil“ ist die Geste des geistigen, künstlerischen Revolutionärs, der sich aus dem horizontal und eben hinschleppenden Bürger-Alltag in die Vertikale des Himmelsstürmers redt. Es drückt den Willen zum Monumentalen bei Ernst Rissauer ebenso aus wie die Aufruf donnernde Fanfare von der Tribüne eines Johannes R. Becher. Denn alles Ragende, Aufsteigende, seltener jäh Stürzende oder bloßes Vorwärtstreben, gehört in den Komplex „steil“: Aufbruch, Aufruf, Fanfare, Ekstase (als ein Sich-aufwärts-werfen), Diabukt, Fontäne, Katarakt! Aus den un-

zähligen möglichen Beispielen möchte ich solche aus Johannes R. Bechers Gedichten wählen, weil Becher mir als der bedeutendste, aufrichtigste und echteste Vertreter dieses Dichterkreises erscheint und darum seine Verse am besten das Wesen des expressionistischen Dichters erkennen lassen.

Der Dichter ist nicht mehr Spiegel irdischer Fläche, er empfängt die Erde und die Menschen nicht mehr, um sie idealisiert zu gestalten, sondern die Welt ist in ihm selbst, explodierend schleudert er sie in den Raum hinaus, hinauf gegen das Firmament, „empor-gestemmt von ewigen Imperativen“, „seine Straße wirft sich steil empor“. Es ist ein Durchstoßen des begrenzenden Horizontes, ein Widerwille gegen alle „Beengung“ in ihm: „Die Welt wird zu enge... Da ahnen wir Himmel!“ Aus gleichem Gefühl heraus schreibt er:

„Posaunen streben aus der Tische Flur.
Plafonds die rauchig niederen auseinander-schmeißend.“

Und stärker noch:

„Europas Völker! Säume ihrer Grenzen
Verwehen aufgehoben in die Äther ganz.
Die Wandschüre! muß sich mit Riva mengen.
Hamburg blendend betraufes vom Montblanc.
O Genf —: umkreist vom flatternden Gerüste
Des Schwarzwalds. Schläge Gleicher pölen.
Es bäumen auf mit silbernem Rud die Fische,
Sich in Spiralen aus den Betten wühlend.
Europas Völker! Stauend in Theatern
Enorm sich auf. Entzwei stürzt der Plafond.
Die neue Marcellaise biegt aus Tubenkratern
Gefpreizter Wunder. Spritzt ein Telephon.
Tomatenaugen wüßeln durch die Räume.
Gestrüpp geworfener Arme in die Lüfte rankt.
Gotisch Skelett. Gestemmt der Beine Rund von Bäumen.
Das schlottert gell. Rührt durcheinander schwant.“

„Gotisch“ — das Wort steht nicht willkürlich da. Steil aufstrebend wie gotische Bauten ist das Gefühl, der Wille des Dichters. „Die gotischen Städte treiben spit im Blut“, sagt er, und das gleiche Bewußtsein spricht aus der Feindschaft gegen alle antik-feierliche Ruhe: „Die antiktische Welt zertrümmere solcher Schwung“, und im Gedicht „Die neue Welt“: „Antike Städte unter Dröhnen knittern“. Oskar Walzel sagt gelegentlich, als er von der modernen Dichtung spricht: „Die Ausdruckskunst ist sich bewußt, daß sie Ahnen hat, daß sie nicht wie etwas unerhört Neues in die Welt hineintritt. Sie findet sich wieder in primitiver Religiosität, bei Ägyptern, Assyriern und Persern, in der Gotik, bei altdeutschen Malern, bei Shakespeare. Wichtig ist, daß sie Goethe nicht nennt, auffällig, daß sie ihrer Zusammenhänge mit Schleiermacher sich nicht bewußt ist.“ Ja, auch Goethe ist „Beengung“, und Becher, der ihn doch einmal nennt, verdolmetstcht sehr deutlich das Cum tacent, clamant:

„In Cafés und Cinémas Spießbürger hoden...
Und Goethe glänzt, aufrecht und widerlich.“

Goethe erscheint „antiktisch“. Aber stand nicht auch Kleist jung auf, „Goethe den Kranz von der Stirn zu

reißen“? Der Weise in Weimar denkt an eigenen Jugendsturm und lächelt: „Das Steile, Fähe scheint der Jugend zuzusagen“. Und als Jugend fühlen sich die neuen Dichter mit Becher: „Jüngling-Athleten schmetternd hochgezückt“.

Man erinnert sich hier des Gegensatzes zwischen der an Körper gebundenen Vorstellungswelt der Antike und unserem abendländischen unendlichen Raum, einen Gegensatz, den jüngst noch Oswald Spengler in seinem Werk „Der Untergang des Abendlandes“ scharf herausgearbeitet hat. Dieses Raum-Bewußtsein äußert sich bei kaum einem anderen Dichter so stark wie bei Becher:

„Ach, ich möchte weiter schiden,
Körper, dich vom irdischen Ort!“

Er gibt sich der weiten Welt hin, die Menschen seines neuen Europas sind „Schaufler durch die nächtigen Ozeane“, er fährt ein „in Himmel aufgetriebene Bucht“, er singt die „Brüden-Symphonie im Ätherblau“ und seine Fanfare ruft: „Türme, türme Menschheit dich!!!“ „Steil“ bezeichnet alles andere jezt als die meßbare Haltung eines Körpers zur Erdoberfläche, steil ist die himmelweisende Richtung, das Gerichtetsein schlecht hin und zugleich die Intensität dieses Aufstrebens ins All. „Steil und Überschwang“ stehen nebeneinander. Und wenn der politische Dichter „steil soll zur Tribüne klettern“, wenn „von schaukelnden Tribünen gleich Flamm der Dichter loht“, dann sollen wir die ragende Gestalt des schmetternden Redners sehen, zugleich aber auch sein Postulat und die Wucht seines Aufrufs zum überirdischen Europa des Geistes fühlen.

Säule, Turm, Viadukt — immer das Aufwärts, das Reden zum „Azur“. „Richtsäulen schreiten Menschen überall“ — „Unsere Arme ranken sich zur Säule restloser Versöhnung hoch“ — „Säule du umgerissen nicht im Chaos-Schutt!“ Rühn hallt er die Worte: „Veib: Viadukt“, läßt „Viadukten gleich sich Muskeln spannen“ — „Mit Muskeln wie Viadukte den Arm hochgespannt“. Europa kündet er:

„Doch werden bald wir uns den Türmen hissen,
Steil über euch als Viadukt gespannt“

und immer neu sich aufwerfend gegen die irdische Gebundenheit der „verhafteten Bürger“:

„Dann hissen wir uns Segel selbst den Türmen:
Heiliger Fahne straffster Flor.“

Er ruft dem Sozialisten zu:

„Du schüre uns! Dein Haupt kann nicht versinken.
Kadavertürmen wehend aufgespitzt“

Schaffend am Werk noch berauscht er sich am Bild seiner Erscheinung und Wirkung: „Bücher schreibend. Die wie Eiseltürme brechen ringsauf steil.“

Damit ist das Wesen der becherischen Dichtung nicht erschöpfend umschrieben; aber hier kam es nur darauf an zu zeigen, wie das Wort „steil“ aus dem Ethos der neuen Dichtung heraus seinen besonderen

Klang erhält. Becher steht dabei nur für die große Schar der gleichstrebenden Dichter, die freilich nicht alle mit gleicher Intensität das Erlebnis gestalten. Aber die Feindschaft gegen die engende Welt und der Wille des „Aufwärts“ spricht doch auch aus einer so anders gearteten Natur wie Hanns Johst, wenn er sagt:

„Rauscht, Fichten, dröhnender,
steilt Berge höher empor!
Wege stürmt brausender
in den zerplitternden
Horizont!“

Emil Alphons Reinhardt erfährt:

„Daß die Erde aufstiege aus Menschenzweid,
Sternerde ob Gehn und Geschehn!“

Oskar Schürer preist die Empörung der Massen:

„Am jenes Funken willen, der aufstach aus dumpfer
Knechtschaft,
Ins Chaos aufzude voll seines herrlichen Gelächters.“

Solche Verbindungen mit „auf-“ finden sich allerorts gehäuft, Ausdruck auch sie der „steilen Geste“. Der selbe Schürer schreibt:

„Aufsteilt sich purpurn aller Fronten Singen!
Aufstobt Geständnis armer Mensch zu Mensch.“

Selbstverständlich ist solche Wortverbindung an sich nicht neu und unerhört. Aber wenn etwa Theodor Storm im Gedicht „Düster“ auf dem Deich stehend sagt:

„Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgor das Meer zu gischelbestäubten Hügeln“,

so spiegelt das Wort hier nur den konkreten Vorgang der Brandung, während beim neuen Gebrauch solcher Komposita das „Auf“ Fühlen und Wollen des Dichters ausdrückt.

Neben steil, das sich überall wiederfindet — „steil ins Urweh schwillt die Fieberkurve“, schreibt Albert Ehrenstein, und auch die Dadaisten haben das Wort in ihrem revolutionären Vokabular, wie Ferdinand Hardefopf am Eingang seines Gedichts „Splendeurs et misères des débrouillards“ (Anthologie Dada) zeigt: „Aus der steilen, transparenten Nudel quillt ein Quantum Quitten-Quarx empor“ u.ä. — neben dem Wort selbst also kehren auch die anderen Ausdrücke des gleichen Komplexes immer wieder. Karl Lorenz singt „ein säulend Glüd“, Franz Graeher sieht „Wirbel, Katarakte und Sternensurz“ (wobei man immerhin daran erinnern mag, daß auch Lenau schon gern das Wort Katarakt gebrauchte). Das Bild der „Fanfare“ findet sich wie bei Becher in Julius Maria Beders Gedicht „Es werden sich die Posaunen des Gerichts erheben“ in den Worten „Ihr Schall trifft lanzensteil, schwertschlant“. Derselbe Dichter spricht in seinem Drama „Das jüngste Gericht“ von den „Himmelsstürzen und Aufschwüngen in steilem Größenwahn“.

An die verwandte Malerei der Expressionisten sei nur erinnert; auch die Bühnenkunst wird nicht umhin

können, die steile Geste zu schaffen, wenn sie moderner Dichtung gerecht werden will, und die Dramatiker dieser Generation geben schon Hinweise darauf, wenn sie, wie etwa der junge Albert Talhoff in seinem „Nicht weiter, o Herr!“, in einer Bühnenanweisung schreiben: „Emporgerafft, die Hände scheu, als fäkten sie ans Weh der Zeit, wächst er wie ein schwarzer Pfahl aus den Stufen in den Rahmen der Pforte.“

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieser „Stil des Steilen“ nur zu leicht zur Manier ausartet und daß sich den zahllosen Malern, deren Kunst Otto Fischer einmal so treffend als eine „Malerei des Als ob“ bezeichnet hat, eine vielleicht noch größere Schar von Dichtern gefellt, deren „steile“ Gebärde nur Maste ist.

Schließlich will ich der Vollständigkeit halber darauf hinweisen, daß neben dem „ekstatischen Steil“, wie man es nennen mag, das Wort noch in mancher anderen Bedeutung in moderner Literatur sich findet. Die ursprüngliche Verwendung kehrt natürlich auch heute wieder. Oft ersetzt es ein betontes und charakteristisches „steif“ — man erinnert sich an „Des deutschen Spießers Wunderhorn“ von Meyrink, in dem er Jrensens „Hilligenlei“ so köstlich parodiert. Da heißt es etwa: „Hule Weiderwand, der sich so steil hielt, weil ein inwendiges schönes Licht in ihm war“ — „Und sie stand hell und steil wie'n Licht und ihre Augen sprangen und staachen“. Von der eingangs erwähnten Bedeutung „schwierig“ leitet sich wohl eine Wendung her wie Christian Morgensterns „steile Charaktere“ im „Palmström“. In ähnlichen Sinn sagt Ernst Bläß von Paul Ernsts Dichtungen, „daß uns die reine, strenge, empfindungsmäßige Kunst heute als etwas Ungewohntes, Fremdes, Seltsames, Steiles erscheint“. „Steil und streng“ verbindet auch Ina Seidel gelegentlich in einem Gedicht. Und das Ungewohnte, Fremde, darum Drohende mag Ernst Lissauer ausdrücken wollen, wenn er sagt: „Begraben liege ich in steile Dunkelheit“.

Damit mag diese kurze Umschau beschlossen sein, die dem Lexikographen des Jahres 2000 vielleicht nicht ganz unerwünscht sein wird.

Hermann Bahrs Tagebücher Von Joseph Sprengler (München)

Die zwei Tagebücher von Bahr aus den Jahren 1917 und 1918 sind größtenteils in der salzburger Bergeinsiedelei abgefaßt. Das letzte Viertel hing allerdings bereits in Wien aus, wo er ja jetzt als Dramaturg der Burg wirkt. Aufzeichnungen aus dem Intimsten durfte man von vornherein nicht erwarten. Aber persönlich sind sie ganz und gar wie doch alles von ihm: persönliche Journalistika über Politik, Wirtschaft, Kunst in allen Zweigen, selbstverständlich über die gerade neueste

Literatur, über die Zeitpropheten und philosophischen Einzelgänger. Totenklagen sind auch dabei. Und immer, dort wie da, ist der Rehrreim: O du mein Österreich! O du gescheiter, schwarzgelber Dummerl, der du einmal zur europäischen Sendung berufen bist. Rhythmisches könnte man die beiden Bände vielleicht scheiden. Der erste ist außenwendig, bewegter. Der zweite wird merklich stiller, innerlicher. Das Politische tritt zurück. 1917 hatte Bahr noch viel darüber geschrieben. 1918 sprachen bereits die Ereignisse. Sie erfüllten halb, was er angekündigt hatte: den Zusammenbruch Neudeutschlands. Das Gute, worauf er hoffte, erfüllten sie nicht: den Tag Österreichs mit seiner zwischenstaatlichen, voreuropäischen Liebesgemeinschaft.

Es ist merkwürdig, wie kindlich einfach sich in Bahrs Vorstellung die Politik aufbaut: ganz linear, ganz ethisch. Während er sonst jeder Persönlichkeit gegenüber so sehr zum Psychologen wird, daß ihm nur dieser eine Mensch in seiner Eigentümlichkeit, in seiner zentralen Bewegtheit des Ichs gilt, geht er bei den Völkern überhaupt nicht auf differenzierendes Erkennen aus. Für sie hat er eigentlich nur allgemeine Menschheitsbindungen, Gesetze. Gewiß die schönsten, die christlichsten, unter denen sich leben, mit denen sich regieren ließe: das Gebot der Selbstentäußerung, der dienamen Hingabe und zuvörderst der Liebe. Aber wenn nun die Völker und Rassen noch verschlungener, eigenwilliger und individueller als die Individuen wären! Bahr gibt einigemal selber zu, daß seine Politik auf Poesie gestellt sei. Am Ende auch auf Literatenmeinung. Wo sie zur Poesie aufsteigt, ist sie jedenfalls Übersetzungspoesie. Am liebsten überträgt er die Menschen der Wirklichkeit in Stifterlust oder ins Altwien. So wächst ihm der Habsburger Kaiser Karl in einen Stifterjüngling hinein. So verlangt er für Deutschland einen Kanzler, der dem Riesach im „Nachsommer“ gleiche. Dazu entdeckt er in seinem Stamme noch das Griechentum. Die Linzer Mundart laute homerisch. Hero und Leander sind ebenso Wiener wie Hellenen. Kein Wunder, daß der klassische Goethe zum Österreicher wird. Manchmal freilich ist die Übersetzung mißlungen. Wenn zum Beispiel das zweite Tagebuch mit dem Satz schließt: „Lieben, wen man nicht ausbleiben kann, damit beginnt erst die wahre Liebe,“ so ist denn doch das biblische Urwort von der Feindesliebe in jeder Hinsicht stärker.

Man darf überhaupt nicht Stärke als sein Wesen ansehen. Seine Kraft besteht im Empfangen. Er ist heute Augen- und Ohrenimpressionist wie je. Weich und eindrückbar wie Wachs. Und eben diese Milde und Konzilianz macht ihn erst zum reinen Dichter. Sie ist das Goethische an ihm. Voller Güte Menschen hinzugeichnen, Kleinzug für Zug und doch von einer Geistes- und Seelenmitte erhalten: das ist nicht weniger als gedichtetes Porträt. Wunderbar ist dabei, wie sich das Geistige rein für sich, ohne daß er irgend auf Körper und Statur drängte, mit einem Male zu verleiht, zu individualisieren beginnt, wie dann eine Energie für die Phantasie plötzlich Stirn und

Nase, wie das Feuer ein Auge, wie Kälte oder Wärme eine Lippe erhält; und noch etwas: wie sich alles Persönliche zusammen schier unbewußt aus einem Grunde, aus einem Horizont hebt, so etwa wie auf alten Bildern hinter dem Abt das Kloster, hinter dem Schenker die Kirche erscheint. Von dieser Art steht als eindringlich Schönstes in den beiden Bänden der Nachruf auf den Fürsterzbischof von Salzburg. Ohne Zweifel genießt da Bahr am meisten mit. Er genießt das Wesen, das sich ihm öffnet, die Stimmung, den Raum, den ganzen Komfort, und nicht zuletzt seine eigenen schildernden Worte. Zwar bemerkt er einmal boshaft, wenn jemand sich selber Claqueur ist, so sei daran der geborene Österreicher zu erkennen. Nun, er ist da geboren, wo man, wie er auch wieder selber bemerkt, erstens erleben, nicht theoretisieren wolle. Ich weiß, daß seine sprachliche Klarheit oft gerühmt worden ist. Und die setzt Gedankenklarheit voraus. Trotzdem ist er kein Denker. Oder nicht so stark: kein Logiker. Man braucht nur nachzulesen, was er im ersten Band vom tragischen und vom frommen Menschen, oder vom Erfolg und vom sittlichen Wert aus sagt, schließlich vermengen sich halt die Begriffe. Aber das ist richtig: er hat die Künstlergabe, das, was er sich vorstellt, restlos darzustellen, auszudrücken, mund- und geschmacksgerecht zu machen. Doch abgesehen von dem äußerlich Formalen, seine Art, das Leben unmittelbar zu packen, von jeder Kreatur und Botschaft hingerissen zu werden, ist auch der Schlüssel zu seiner inneren Form. Pernerstorfer schrieb unlang, ehe er starb, an ihn: „Als Mensch bist Du mir oft rätselhaft und nicht leicht zu erklären. Etwas zu sehr Proteus.“ Ja, die Wandlungen, die „Überwindungen“ Bahrs sind weltberedet geworden. Sind sie wirklich rätselhaft? Andere fragen anders: sind sie überhaupt ernst zu nehmen? Ich glaube, Bahrs Wesen ist nicht so sehr verwickelt. Vielfältig ist es, die Vielfalt entfaltend. Es ist natürlich unzulässig, einen Menschen, und gar einen reichen Über-Mitte-Menschen algebräisch mit einer Formel erschöpfen zu wollen, aber Bahr arbeitet sie eigentlich selber heraus. Sie heißt: sowohl als auch. Sie heißt mit Nikolaus von Rues, dessen Weisheit er jetzt verehrt, „coincidentia oppositorum“. Sie heißt mit Heraclit, den er immer liebte: „doppelte Türe“. Und wenn man den Begriffen nachgeht, die er aus der Romantik oder dem Barock zieht, stets ist es dieselbe Zusammenspannung von Gegensätzen, eine Spannung, die indessen nie wehtut, leicht, gelassen, lässig, untragisch, meinetwegen übertragisch heiter. Ein Schweben eher. Den Himmel will sie, ohne auf die Erde zu verzichten, die Ewigkeit zugleich mit der Gegenwart. So faßt er denn auch die Stiftergestalten als vorbildliche Gleichgewichtsmenschen. Und so ist auch sein Österreich das Reich des freien Raumes für die unterschiedlichen nationalen Kräfte. Wo kein inneres Chaos ist, sagt er, stirbt auch die Kraft, sich zu verzüngen.

Damit haben wir den ganzen Umkreis seiner Möglichkeiten: von der Harmonie, wenn die Feder

loder wird, zur Boheme. Die hat er heute, bei seinem Gottvaterbart, noch in sich. Er führt überhaupt noch mancherlei mit. Überwindungen? Ja, hätte er die Bewegungen lediglich durchdacht, mit Abstraktionen schließt man kalt und scharf ab. Wer aber mit Lebensanteil in sie einging, dem bleibt vom Leben immer etwas im Blut zurück. Man hat das gerade hinsichtlich seiner Glaubenseinkehr zu betonen. Sie wurde hüben und drüben bezweifelt. Man wartet. Sie ist heute schon offenbar ehrlich, sofern sie weder einen Kierkegaard, noch einen Tolstoi, noch einen Strindberg aus ihm machte. Er blieb der Hermann Bahr, sogar der Phänomenalist in Machs Spuren, nur daß jetzt Goethes symbolisches Sehen zu seiner Erkenntnis-kritik hinzukommt, Goethe neben dem heiligen Thomas von Aquin, neben Ignatius von Loyola, neben der heiligen Theresia und Katharina von Genua, und daß so hinter dem irdischen Trugschein das Ding an sich hält. Er, der Sinnen-, der Triebs-, der Gefühls-, der Dynamik-, der Raumens- braucht das Ewig-Konkrete. Darum begehrt er die Religion. Und geht den Weg Friedrich Schlegels und Zacharias Werners. Aber noch einmal: kaum verändert, nur ergänzt, erweitert, begrenzt und befestigt in der Physis durch die Metaphysis. Um Silvester 1917 notiert er: „Endlich! Es war aber auch höchste Zeit: seit fast zwanzig Jahren ist in Österreich keine neue Jugend mehr erschienen. . . Was sie fordert, worauf sie drängt, wohin sie treibt, darauf kommt's gar nicht so sehr an, als daß sie fordere, dränge, treibe!“ Ich wüßte keinen Zweiten unter den literarischen Katholiken deutscher Zunge, der das hinschriebe, denn von der hütenden Kirche aus, ist es sittlich wie religiös lax. Doch Bahr würde darauf erwidern: Die augustinisch-thomistische Spannweite sei so groß und hoch, daß sie alles in sich einbirgt. Lassen wir das dahingestellt. Der Neujahrswunsch von 1917 strahlt vielleicht tiefer: „Wenn ich mir dann nur auch noch den Wahn, es müßte mir wohlgergehen, abgewöhne, dann kann ich gewiß sein, im Rechten und Reinen stark zu werden.“ Mich dünkt, ein Herz, das in solcher Bescheidenheit zu schlagen vermag, muß sich doch mit Christi Licht erfüllt haben.

Zivilisation

Von Friedrich Hirth (Bern)

Paris beginnt aus seinem Kriegs- und Siegestaumel zu erwachen. Vier Jahre lang war das „Herz Frankreichs“ durch das immer wieder hervorgeholte Schlagwort betäubt worden, der Krieg müsse bis zum Ende durchgekämpft werden, weil er das große Heil, die Erlösung von allen Übeln beschere. Und nun, da dieser Krieg durchgefochten ist, steht Paris erstarrt, zerfetzt, aus tausend Wunden blutend da, und die erschütterndste Ernüchterung umkränzt das zuckende „Herz Frankreichs“, weil es zu der Einsicht kommen mußte, daß all die Leiden, die durchlebt, all die Opfer, die gebracht

werden mußten, die Erfolge, die errungen wurden, niemals aufwiegen können.

In den Büchern, die seit dem Abschlusse des Waffenstillstandes erscheinen, findet diese Erkenntnis immer wieder ihren ergreifenden Ausdruck. Mehr als ein Duzend belebt seit einigen Monaten den französischen Büchermarkt, die alle den Grundgedanken abwandeln: „Krieg dem Kriege!“, der die Menschheit erniedrigt, abstumpft, vertiert. Nicht als ob sich all diese Werke zu der Größe erhöhen, die Henri Barbusse „Feuer“ auszeichnet. Aber einige sind darunter, die mit ihrer beseelten Innerlichkeit, ihrer warmen Offenheit, ihrer aufwühlenden Eindringlichkeit wahrhaft und erschütternd die Schreden des Krieges malen und vor seiner Wiederkehr warnen. Ich nenne „Clavel soldat“ von Leon Werth, „Croix de bois“ von Dorgès, „La Roue“ von Elie Faure, Kriegsgeschichten voll hinreißender Tragik, dann „La famille Tuyau de Poêle“ von Pierre Rehm, worin die grauenhaften Zusammenhänge zwischen Krieg und Prostitution aufgezeigt werden, „La maison anxieuse“ von Lucien Descaves und „La maison à l'abri“ von Marcel Martinet — Geschichten, die hinter der Front spielen und die entnervenden Stunden des banges Nachfühlers der Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen darstellen. „Le sacrifice d'Abraham“ von Raymond Lefèvre, „Nous autres à Vauquois“ von André Bézard, „La guerre des soldats“ von Raymond Lefèvre und Baillant-Couturier, „Ma pièce“ von Lintier (der den Heldentod erlitt), „La Retraite“ von Emile Zavier — sie alle verdienen als zeitgeschichtliche Dokumente Erwähnung, weil sie den Abscheu vor dem Kriege berechtigt predigen, den sie als Mitkämpfer fürchten und hassen gelernt hatten. Vielleicht war es da und dort der Gedanke an die „Konjunktur“, der nach dem großen Erfolge von Barbusse „Feuer“ manches dieser Bücher hatte mitgestalten helfen; aber sie offenbaren doch alle so viel echte Abneigung gegen das schauerliche Erlebnis „Krieg“, daß man an der wahrhaften Überzeugung der Verfasser nicht zu zweifeln braucht. Durchaus anerkenntswert ist es, daß nirgends auch nur ein Wort des Hasses, der Anklage gegen Deutschland fällt; selbst das Wort „Boche“ kommt nur dann zur Anwendung, wenn damit eine Verunglimpfung desjenigen verbunden wird, der es gebraucht. Denn die Verfasser wollen nicht Deutschland anklagen, sondern ihre Landsleute, die den Krieg, den sie angeblich für die Rettung der Kultur und der Menschheit führten, selbst erniedrigten und in Staub und Schmutz zertritten.

Noch ein paar andere Bücher wären aufzuzählen, die den Krieg und das Emporwuchern arger Übel anklagen, wie „La Guerre, Madame . . .“ von Geraldyn, „La semaine de la vie heureuse“ von Paul Baillant-Couturier, „Les vieux bergers“ von J. J. Frappa, „Vivre pour la patrie“ von Maurice Level, vor allem aber „Au Burlingue“ von Gabriel Maurière, ein reizend ironischer Roman, der den militärischen Bürokratismus in Frankreich in seinen lächerlichsten und erschütterndsten Formen schildert, Formen, die am Leben erhalten werden müssen, wenn darüber auch kostbare Menschenleben dem Tode zugeführt werden.

Alle Bilder, die die französische Nachkriegsgeschichte entrollt, alle Anklagen, die sie erhebt, alle

Greuel, die sie schildert, allen Abscheu, den sie erweckt, vereinigt der Novellenband, den Georges Duhamel unter dem Titel „Civilisation“¹⁾ erscheinen ließ. Es ist das erste Werk, das von diesem jungen Schriftsteller herrührt, der in dem großen Erlebnis des Krieges seinen Beruf als Dichter entdeckte und in Prosa und Versen die Eindrücke wiedergibt, die er empfing. Sein „Leben der Märtyrer 1914—1916“ hatte bereits größten Erfolg; die Episoden, die er beschrieb, die Gestalten, die er belebte, die Folgerungen, die er zog, alles wirkte zusammen, um Duhamels Namen rasch bekannt zu machen. Die Aufnahme, die seine „Zivilisation“ fand — das Buch war Ende April 1918 ausgedruckt, durfte infolge Zensurverbotes erst im Laufe dieses Jahres ausgegeben werden und hält gegenwärtig beim fünfzigsten Tausend — beweist, daß man in Frankreich den Krieg jezt, nach dessen Beendigung, von einer anderen Seite kennen zu lernen wünscht, als ihn die anderen und gefärbten Berichte der Zeitungen geschildert hatten, daß man dieses Schreckgespenst, aller patriotischen Zierate entkleidet, durchschauen, seine Wirkungen auf die Teilnehmer in aller Offenheit feststellen will.

Duhamel mangelt die Unerforschtheit, die Barbusse auszeichnet. Er hat nicht den Mut, die Folgerungen zu ziehen und die Erkenntnisse in geraden Worten auszusprechen, der den Dichter des „Feuer“ auszeichnet. In der Vision, die Barbusses Korporal vor seinem Heldentode hat, bekennt er sich zum Sozialismus — Liebknechts Name fällt — als dem Versöhner der Völker, der den Kriegsschreden ein dauerndes Ende bereiten könnte. Duhamel findet keine Lösung in dem Chaos, das er schildert; er will es nur beschreiben, in seinen abstoßendsten Auswirkungen beschreiben, und überläßt es dem Leser, selbst die Folgerungen zu ziehen, die er ziehen will. Sozialismus, Versöhnung mit Deutschland, Völkerbund — nach seinem Geschmack, nach seinem Gefühl darf jeder entscheiden, was er als Ausweg, als Abwehr gegen eine Wiederkehr der Kriegsgreuel hält. Diese in ihren grausamsten Ausartungen zu schildern, die Verheerungen anzuklagen, die sie unter der Menschheit und Menschlichkeit anrichten, ist der Zweck dieses Buches.

Einige von den sechzehn Novellen, die es enthält, ein paar Figuren, manche Sätze prägen sich dem Gedächtnis unverlierbar ein. Mit einer Vision hebt diese Geschichtenammlung an; sie erreicht nicht die Wucht der Vision von Barbusse, wie auch die Novelle, die dem Bande den Titel gab und die an den Schluß gestellt ist, nicht die Erwartungen erfüllt, die man zu stellen berechtigt wäre. Denn in dieser Apotheose müßte sich der Schilderer, der Ankläger über sich selbst erheben, müßte Partei ergreifen, müßte Folgerungen ziehen, müßte Ausblide gewähren. Duhamel begnügt sich damit, die Prämissen aufzustellen und den Leser selbst die Schlüsse, die sich notwendigerweise ergeben, finden zu lassen. Aber aus all dem, was er berichtet, was er entschleierte hat, ergibt sich bloß die einzige Konklusion, daß, abgesehen von allen Fragen, wer den Krieg entfesselt habe — eine Frage, die der Verfasser nicht aufwirft, die er nicht einmal berührt — nur ein Gedanke in den Hirnen und

Herzen der Menschheit lebendig bleiben darf, daß ähnliches sich nicht mehr wiederholen dürfe. Denn der Krieg tötet die Zivilisation, er mordet Gedanken und Gefühle, er erstickt die besten Instinkte. Was die Menschheit an Schönerm und Edlem seit Jahrhunderten erworben habe, sei ihr in diesem Kriege verloren gegangen, der keine Leidenschaften, aber Leiden entfesselt habe, der die ärgsten seelischen Erniedrigungen zeitige, der den Adel des Menschentums auslösche.

Duhamel zeigt immer wieder, wie die Besten ihr eigenes Wesen aufgeben, wie sie zu Unwürdigen, zu Unmenschen herabsinken, wie sie alles in den Staub treten, was sie einst angebetet hatten. „Die ganze Welt erstickt im Gestank des Nebels, der sie erfüllt,“ ruft er einmal aus. Und ein anderes Mal: „Heiliges Menschenfleisch, geschaffen zu denken, zu gestalten, zu lieben, geschaffen zu allem, was es Großes in der Welt gibt, du bist nichts als eine billige und schlechteriechende Masse, die man bloß daraufhin prüft, ob sie gut genug ist, sich töten zu lassen.“ Denn der Mensch ist im Kriege zur Nummer geworden, der Lücken in Reihen auszufüllen hat, einerlei, ob er in diese Reihen gehört oder nicht.

Mit diesen allgemeinen Anklagen begnügt sich der Verfasser nicht. Er geht den tiefgehenden Mißständen des französischen Militarismus scharf zu Leibe. Die Ärzte in den Spitälern, die zu bloßen Maschinen hinabsinken, für die die Verwundeten immer nur Objekte sind, um an ihnen den Zorn auszulassen, weil sie ihnen Arbeit machen, statt daß sie kämpfen, die rohen Krankenwärter, die im Formalismus erstarrte militärische Bürokratie, die Unduldsamkeit, die Eifersucht, der Neid der Offiziere werden eindringlich dargestellt. Ganz ausgezeichnet wird der Grundgedanke Duhamels, daß alle Würde der Menschheit im Kriege verloren gehe, in der Novelle „Disziplin“ veranschaulicht. Einige berühmte Professoren der Medizin, Mitglieder der Akademie, sind als Ärzte in einem Lazarett angestellt. Generalchefarzt ist ein Nichtskönner und Nichtswisser, dessen Verordnungen die Gesundheit der Verletzten nur gefährden. Man will ihn auf all diese Übelstände aufmerksam machen. Aber als er zur Inspektion kommt, lassen sich die „Leuchten der Wissenschaft“ von ihm abkanzeln wie Schulungen, geben alle ihre wissenschaftlichen Überzeugungen preis und stehen demutsvoll vor ihrem Vorgesetzten, der ihnen beibringt, was Disziplin sei. — Ganz reizend ist dann die Geschichte von der „Liebe des Pomeau“, den alle Ärzte verloren geben, und der in dem Augenblick geneszt, da seine junge Frau, die an sein Sterbelager eilt, ihre weichen, warmen Blicke auf ihn richtet; erschütternd die Geschichte von dem „Kürassier Cuvelier“, der sich nicht als tot eintragen lassen will, obwohl er dadurch in die Sterberegister große Unordnung bringt; und aufwühlend in ihrer Schlichtheit und Ergriffenheit des Tones, womit Schlachttag an der Somme geschildert werden.

Es ist ein Buch, dem man kaum eines in der ganzen deutschen Kriegsbelletristik an die Seite stellen könnte!

¹⁾ „Zivilisation 1914—1917.“ Von Georges Duhamel. Paris, im Verlage des „Mercure de France“. 1919.

Ein Brief Theodor Storms aus dem Jahre 1873

Mitgeteilt von Prof. Dr. Ritter (Düsseldorf)

Die Veröffentlichung eines einzelnen Briefes wie des folgenden, den ich gelegentlich der Übersiedelung von Posen nach Düsseldorf beim Einräumen unter einem Stoß alter Papiere meiner Mutter fand, mag gewiß zweifelhaft sein. Wenn ich ihn doch veröffentliche, so geschieht es nicht nur wegen der ganzen Art des Briefes, in dem sich die Tiefe seiner Empfindungen und die Gabe, diesen Empfindungen einfachen, schlichten Ausdruck zu verleihen, in selten schöner Weise zeigt, sondern auch wegen der in dem Brief erwähnten Beziehungen zwischen Storm und meinem Vater, die zu gemeinsamem Schaffen zwischen Dichter und Maler geführt hätten, wenn sie nicht durch den so frühen Tod meines Vaters unterbrochen wären, kaum daß sie geknüpft waren. Zum Verständnis dieser Beziehungen bedarf es einiger kurzen Erläuterungen.

Der Brief ist an meine Mutter, Frau Dr. Maria Ritter geb. Schniewind, gerichtet. Ihr Mann, mein Vater, war Arzt und Privatdozent für Chirurgie in Kiel, eine durch und durch künstlerische Natur. In hohem Grade musikalisch und dichterisch veranlagt, zeichnete und malte er seit frühester Jugend; ein Talent, das er unter tüchtigen Lehrern bei großem Fleiß trotz seines Berufes zu hoher Vollendung ausbildete. Ein tragisches Geschick wollte es, daß mein Vater, eben verheiratet, schwer erkrankte und schon nach vierjähriger Ehe starb. Ein Lichtbild in jener oft schweren Leidenszeit war die Geburt seines einzigen Sohnes, auf den im Briefe auch Bezug genommen wird. Erleichtert wurde ihm die Krankheitszeit durch seine künstlerischen Studien, die er selbst auf dem Krankenbette noch unbeirrt fortsetzte.

Das Vollendetste, was er hinterlassen hat, ist ein Werk, „Die Jahreszeiten in Liedern“, das in der Originalität der Auffassung, der Feinheit der Ausführung und in der Verwendung der Farbtöne zur Kennzeichnung der einzelnen Jahreszeiten wohl einzig dasteht. Dies Werk war es, das Storm zu dem Gedanken gemeinsamer Arbeit mit meinem Vater anregte. Ob sie sich früher gekannt haben, was ich glaube, ob es der erste und einzige Besuch Storms in meinem Elternhause gewesen ist, was die Veranlassung zu dem Besuch war, weiß ich nicht. Ich weiß nur von meiner Mutter, daß Storm zwar ganz entzückt von dem Werk war, aber etwas enttäuscht unter den „Sommerliedern“, die mein Vater ausgesucht hatte, sein eigenes, das mit den Worten endet: „Junge Frau, was sinnst du nur?“ vermischte. Mein Vater kannte es nicht und bedauerte, als Storm es ihm mitteilte, sehr lebhaft, es nicht verwandt zu haben, da die von ihm ausgesuchten nicht ganz die Stimmung des Sommers wiedergeben, während ja bekanntlich in der Tat das stormsche wie kaum ein

anderes dieser Stimmung angepaßt ist. Noch von einer weiteren kleinen Episode wußte meine Mutter zu erzählen, die sich auch wohl an jenem Tage abgespielt hat. Von Storm gefragt, wie ihr seine Novellen gefielen, erwiderte sie, die sich als Rheinländerin nur schwer in der neuen nordischen Heimat einlebte: „Sehr, aber lieber hätte ich, wenn sie nicht alle so traurig endeten“, ein Ausspruch, der ihm viel Spaß machte. Er war auch die Ursache, daß er meiner Mutter die Novelle „Von Jenseits des Meeres“ mit einer entsprechenden Widmung übersandte, eine der wenigen, die einen glücklichen Ausgang nehmen. Leider ist das Exemplar, das ich selbst noch gesehen und dessen Inschrift ich gelesen habe, später von meiner Mutter verliehen und uns nicht zurückerstattet worden.

„Husum 13. Mai 1873

Liebe verehrte Frau!

Als ich vor kurzem von Kiel wieder in mein Haus zurückkehrte, da war mir, wenn ich Ihrer und Ihres geliebten Todten gedachte, als hätte ich einen schönen Lebensgewinn mit heimgebracht. Mir schien, als seien wir uns bei der kurzen Begegnung schon innerlich so nahe getreten, daß wir uns nun nicht mehr verlieren könnten: und ich baute in meinen Gedanken allerlei Pläne zur Fortsetzung und Befestigung unserer jungen Freundschaft. Als sollte auch ein äußerer Anlaß das begünstigen, so sprach kurz nach meiner Rückkunft der Verleger meines Hausbuchs den Wunsch aus, daselbe wo möglich zu Weihnachten 1874 mit farbigen Initialen heraus zu geben; da dachte ich zu allererst an die kunstreiche Hand Ihres Mannes und freute mich darauf, das im Sommer, wenn ich nach Kiel käme, mit ihm durchzusprechen.

Es ist anders gekommen; und ich kann Ihnen nur im Geiste eine warme Freundeshand hinüberreichen; ein Trosteswort vermag ich nicht zu finden. Nur daß eine gute und bedeutende Vergangenheit doch immer ein reicher Schatz bleibt, der auch das kurze Menschenleben mit uns aushält, und dann das Kind — wie oft habe ich an den kleinen Burtschen gedacht, wie er so freundlich und zutraulich mit mir war, und meiner kleinen vierjährigen Tochter Dodo von ihm erzählen müssen.

Mein Bruder Emil läßt Ihnen durch mich seine Teilnahme ausdrücken; er hat den Verstorbenen immer lieb und hochgehalten.

Ihrem Herrn Vater und unbekannterweise Ihrem Herrn Bruder bitte ich mich freundlich zu empfehlen. Hoffentlich spreche ich im Sommer einmal persönlich bei Ihnen vor.

Meine Frau sieht mir in den Brief schweigt und giebt mir die Hand.

Ich kann Ihnen also von ihr nur diesen stummen Gruß bestellen.

In herzlicher Ergebenheit

Th. Storm.“

Theodor Storm und Georg Ebers

Von H. Wolfgang Seidel (Eberswalde)

Am 12. Mai 1884 gab das literarische Berlin im Englischen Hause ein Festmahl zu Ehren Theodor Storms. Bei dieser Gelegenheit hielt Storm eine Rede, die nicht geringes Aufsehen erregte, denn sie enthielt einen scharfen Angriff auf Georg Ebers. Zwar wurde der Name des Angegriffenen nicht genannt, aber jeder Zuhörer mußte annehmen, daß er die Novelle als eine Kunstform bezeichnet habe, deren man sich gleichsam „zur Erholung“ bediene. Storm hatte dieselbe Angelegenheit bereits am 14. August 1881 in einem Brief an Gottfried Keller berührt. Er schrieb damals: „Besunruhigend besuchen mich mitunter theoretische Gedanken über das Wesen der Novelle, wie sie jetzt sich ausbildet, über das Tragische in Dramen und Epit und den etwaigen Unterschied zwischen Beiden; ich schrieb auch eine neue Vorrede zu den zwei neuen Doppelbänden meiner Gesamtausgabe, die zu Weihnachten kommen sollen, in dieser Richtung und dergleichen dummes Zeug, was keinen anderen Grund hat, als daß man selbst nichts machen kann. Zu dem Vorwort ward ich durch Ebers aufgereizt, der (laut Zeitungsnaehrriht) eine ‚Novelle‘ herausgegeben und sie (die Gattung der Novelle) in einem Vorwort als ein Ding bezeichnet, das ein Dichter sich nach dem eigentlichen Kunstwerk, dem dreibändigen Roman, wohl einmal zur Erholung erlauben dürfe. Die ‚Novelle‘ ist die strengste und geschlossenste Form der Prosadichtung, die Schwester des Dramas; und es kommt nur auf den Autor an, darin das Höchste der Poesie zu leisten. Ob die Eberssche Novelle eine solche Herabsetzung der eigenen Gattung bedurfte, weiß ich nicht. Haben Sie sie gelesen? Ich glaube, sie heißt ‚eine Frage‘.“

Die Vorrede ist nicht zum Druck gelangt; es scheint, daß Storm sie selber vernichtet hat, denn nach Mitteilung Kösters ist sie im huser Familienarchiv nicht mehr vorhanden. Jedenfalls hat Storm diesen Jorn gegen Ebers jahrelang genährt. Die Meinung Storms aber, die, wie wir zeigen können, auf einem unerklärlichen Irrtum beruht, pflanzt sich durch die Literaturgeschichte fort. Noch im Storm-Gedenkbuch von 1917 schreibt Viktor Blüthgen: (Ich hörte Storm sagen:) „da hat ein Romanschreiber eine Novelle verfaßt und sagt in der Vorrede dazu, er habe das nebenbei zur Erholung getan. Wenn ich im ganzen Jahr eine Novelle fertigbringe, so bin ich froh. Er meinte Ebers.“

Ich bin nun imstande, zwei Briefe zu veröffentlichen, die geeignet sind, Licht in die Angelegenheit zu bringen. Der eine stammt von Georg Ebers selber, der andere von einem Teilnehmer jenes Festes, meinem Vater Heinrich Seidel. Am 1. 9. 1885 schrieb Ebers an meinen Vater:

„Meine Schwester erzählte mir, sie habe gehört oder gelesen, ich sei dumm genug gewesen, die

Außerung zu tun: ‚Novellen zu schreiben sei keine besondere Kunst, der Roman stehe höher‘ und das mit Rücksicht auf Storm. Das ist eine nichtswürdige Verläumdung, denn ich bewundere und verehere gerade Storm nicht weniger hoch als Sie, und wie glücklich wollt' ich sein, wenn ich Novellen wie er schreiben könnte. Es ist niederträchtig, wie gerade in Berlin, meiner Vaterstadt, Verläumdung und Mißgunst ihr Wesen treiben. Hören Sie dergleichen von mir wiederholen, so treten Sie bitte freundlich für mich ein.“

Hierauf antwortete mein Vater:

„Berlin W., Carlsbad 11. 4. 9. 1885.

Sehr geehrter Herr Professor!

Für Ihre letzte Zusendung sage ich Ihnen meinen besten Dank. Zugleich bin ich in der Lage, Ihnen über das von Ihnen erwähnte Gerücht in Beziehung auf Th. Storm die beste Auskunft zu geben, denn ich war dabei — ich sah die Feder fliegen aus dem Märchen von Andersen, aus welcher nachher so und so viel kahlgerupfte Hühner wurden. Als man Storm bei seiner jüngsten Anwesenheit in Berlin aus literarischen Kreisen ein Abendessen gab, hielt der alte Herr eine kleine Rede, in deren Einleitung er sagte, er hätte einige Furcht gehabt, nach Berlin zu kommen, weil er kürzlich die Vorrede einer Novelle gelesen habe, in welcher der Verfasser erwähne, er habe diese zu seiner Erholung geschrieben. Da habe er sich doch etwas bedacht, sich in eine Stadt zu wagen, wo Leute säßen, die Dinge, welche ihm so unendlich sauer würden, zu ihrer Erholung betrieben. Das Ganze war nichts als eine scherzhafte Einleitung, jedoch wurde nachher allgemein gefragt: „Wen hat er gemeint?“ Da nun in der Vorrede zu Ihrer Erzählung ‚Eine Frage‘ eine ähnliche Wendung vorkommt, wie ich glaube, denn ich habe das Buch nicht zur Hand, so wurde dieser Ausdruck auf Sie bezogen, obwohl Sie garnicht in Berlin leben. Natürlich wurde dies bei dem klatschfüchtigen Volke der Schriftsteller vielfach besprochen und gerne weiter erzählt — das ist das Ganze. Sie sehen, aus diesem harmlosen Reim ist schon ein niedliches Ungethüm emporgewachsen.

Mit den besten Wünschen für Ihre Gesundheit und den schönsten Grüßen an Sie und Ihre Familie

Ihr Heinrich Seidel.“

Auch mein Vater irrte sich: weder in der Buchausgabe noch im Vorabdruck in „Über Land und Meer“ findet sich bei Gelegenheit der Novelle von Ebers eine derartige Bemerkung. Es bliebe die Möglichkeit, daß die von Storm erwähnte „Zeitungsnaehrriht“ die Quelle all dieser Irrtümer ist.

Jedenfalls ist nach dem Briefe von Georg Ebers die Auffassung ausgeschlossen, daß er über die Gattung der Novelle oder über Storm selbst geringschätzig

Außerungen getan hat. Dies aber ein für allemal festzustellen, glaubte ich dem Andenken von Georg Ebers schuldig zu sein, der sich in seiner wertvollen Selbstbiographie und nach den neuerdings veröffentlichten rodenbergischen Tagebüchern jedem gerechten Urteil darstellt als ein Mann, der das Gute und Vortreffliche anerkannte, wo er es fand.

Von Textgestaltung und Stilgefühl bei Theodor Storm

Von Alfred Biese (Frankfurt a. M.)

Jeder Schriftsteller, der die Leiden des Korrekturenlesens an sich selber erfahren hat, kann allmählich eine ganze Liste von verschiedenen Arten immer sich wiederholender Irrtümer und Versehen aufstellen und möchte wohl manchmal eine bewußt tödliche Methode des Druckfehlerlebens vermuten, der seinen Schabernack mit dem Seher und sodann auch mit dem Verfasser treibt. Wer alte Handschriften vielfach verglichen hat, der weiß, daß auch beim Abschreiben derselbe Dämon dieselben Fehler durch Ablenkung des Auges, also z. B. bei der Wiederholung desselben Wortes innerhalb weniger Zeilen eine mehr oder weniger empfindliche Auslassung, verursacht. Je klüger sich ferner der Seher dünkt, desto schlimmer wird die Sache, und wenn ein Aufsatz zuvor durch Zeitung oder Zeitschrift gegangen ist, die ihre eigene Rechtschreibung und vielleicht auch ihre eigene Ausdrucksweise hatte, dann wird es für die Buchform erst recht gefährlich, falls man jene erste Fassung ohne weiteres zugrunde legt und nun auch dieser Buchverlag noch seine eigenen Gepflogenheiten hat. Solche Erfahrungen haben auch schon unsere Klassiker gemacht, und wer z. B. Goethe-Ausgaben vergleicht, ist erstaunt über vieles Verkehrte, das der Dichter selbst hat durchgehen lassen und das sich nun fortsetzt von Geschlecht zu Geschlecht. Man könnte ein ganzes Kapitel allein über sinnstörende Fehler der Zeichensetzung bei Goethe und Schiller schreiben. So schleppt sich — um nur ein Beispiel statt vieler anzuführen — noch immer durch Tausende von deutschen Lesebüchern in der Ballade „Die wandelnde Glode“ die Fassung der vierten Strophe: „Die Glode Glode tönt nicht mehr, die Mutter hat gefadelt. Doch welch ein Schreden hinterher! Die Glode kommt gewadelt“, anstatt: „Doch welch ein Schreden! Hinterher Die Glode kommt gewadelt.“ —

Man sollte nun glauben, daß bei Storm, dem Manne peinlicher Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit, der zugleich einer unserer feinsten Sprach- und Stilkünstler war, alles in bester Verfassung sei. Möchte er seine Entwürfe und Skizzen auch auf Zetteln aller Art zunächst niederlegen; die endgültigen Fassungen tragen den Stempel äußerster Sorgfalt. Wir wissen aus seinen Briefen, daß er durch jede willkürliche Änderung des Sehers, durch tendenziöse Streichungen

der Zeitschriften-Herausgeber aufs ärgerlichste berührt, ja in heftige Wut versetzt wurde und seine nächsten Freunde bat, den „verballhornten“ Text beiseite zu lassen und die Buchausgabe abzuwarten. Er hat dann selbst die Gesamtausgaben (von 1868—89) besorgt, auch Freunde wie Tönnies, Erich Schmidt, Petersen u. a. vielfach herangezogen, da er — wie alle Dichter — das Drudlesen als eine „abscheuliche Arbeit“ empfand und leicht deren müde wurde. Mag also auch im großen und ganzen der Storm-Text feststehen, so ergeben sich für den Herausgeber, wie ich selbst an mir erfahren habe¹⁾, im einzelnen und im kleinen doch viele Schwierigkeiten und Anstimmigkeiten, sogar zwischen den letzten und früheren Westermann-Drucken. Es vermag zur Verzweiflung zu bringen, ob „ändern“ oder „anderen“, „unsern oder „unseren“, „dunkeln“ oder „dunklen“, „am Nachmittag“ oder „Nachmittage“ u. dgl. m. zu lesen ist. Sehr bald freilich findet man, daß Storm in alledem eine Folgerichtigkeit nicht aufweist, und man tröstet sich damit, daß die Mehrzahl der Leser kaum einen Unterschied empfinden wird und daß es ihnen gleichgültig ist, ob so oder so geschrieben wird. Denn hierin auf den Grund zu gelangen, war nur möglich bei Nachprüfung der Handschriften oder der ersten Drucke bis zu den letzten Fassungen, die der Dichter dem Text gegeben hat. Eine unsäglich mühsame und nur unter ganz besonders günstigen Voraussetzungen mögliche Arbeit, bei der das Ergebnis kaum in einem wirklich entsprechenden Verhältnis zu der angewandten Mühe stehen dürfte.

Albert Köster hat sich ihrer mit Entfugung und Aufopferung unterzogen und vor der Herausgabe der Storm-Werke im Insel-Verlage aus seiner Werkstatt einiges mitgeteilt, was nicht nur für die streng wissenschaftliche Textgestaltung und für das Stilgefühl bei Storm von hoher Bedeutung ist, sondern auch in typischer Weise fruchtbar und wichtig genannt werden kann für die Herausgabe anderer Dichter der Neuzeit. Die Schrift ist als drittes Heft der Verhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften aus dem Jahre 1918 bei Teubner in Leipzig erschienen, als „Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms“. Man versteht bei diesem Bericht, daß aus einer für zwei bis drei Monate berechneten Arbeit eine solche von anderthalb Jahren wurde. Köster hat keine Mühe der kniffligsten und kleinlichsten Untersuchung gescheut, um diejenige Wortform festzustellen, die Storm an jeder einzelnen Stelle gewählt hat. Es leitete ihn neben der Forderung der Wissenschaftlichkeit das liebevolle Bestreben, dem Dichter zu seinem Recht und Besitz wieder zu verhelfen, überall wo der Text durch die verschiedenartige Drudlegung, infolge von Unachtsamkeit auf dieser oder jener Seite Schaden gelitten hat. So sammelte er Handschriften, Zeitschriftendrucke, die verschiedenen Buchausgaben, Korrekturbogen (z. B. aus

¹⁾ Meine Ausgabe mit Biographie und Einleitungen ist bei Hesse & Becker in Leipzig erschienen.

Erich Schmidts Nachlaß), Briefe an die Verleger und verglich in allen Gedichten und Novellen Zeile für Zeile. Wahrlich eine Riesenarbeit! Man wird auf die Ausgabe in hohem Maße gespannt sein müssen. Röstler macht aus Storms Briefen an Paetel anschaulich, wie für den Dichter nicht der grammatische, sondern der künstlerische Gesichtspunkt, also „der ganze Rhythmus des Stils“, die „Melodie des Satzes“ das Entscheidende war, ob „ändern“ oder „anderen“, „heut“ oder „heute“, „holt“ oder „holte“, „am Nachmittag“ oder „am Nachmittage“ zu schreiben sei. Aber es gibt auch viele Stellen, an denen der Text durch Auslassungen oder Versehen anderer Art, ohne daß der Dichter es selbst merkte, verderbt wurde. Auch hier zeigt es sich, wie eine Zeichensetzung — ob Ausrufungs- oder Fragezeichen — ein Verlesen, z. B. ach statt ah! den Sinn einer Stelle nicht unwesentlich beeinflusst. Röstler entwickelt sehr scharfsinnig, wie Storm vielfach mit dem Stil, mit grammatisch richtigem Sprachgebrauch hat ringen müssen, wie Holstendeutsch, Juristendeutsch und später auch der Einfluß mitteldeutscher Wendungen sich bemerkbar macht; wenn er freilich zu diesen auch „schleifen“, „verschleifen“ rechnet, das Storm einer Norddeutschen in den Mund legt, so muß ich den Dichter gegen seinen Kritiker in Schutz nehmen, da ich es aus eigener Erfahrung für Holstein belegen kann. An einer großen Fülle von Beispielen zeigt Röstler die Mühe und Arbeit auf, die Storm selbst in der Ausfeilung im einzelnen durch unablässige Änderungen aufgewandt hat, um die Zartheit des Stils zu erhöhen, grelle Farben zu mildern, Überschwang zu dämpfen und eine ruhige harmonische Wirkung zu erzielen. Und ich weiß aus Storms eigenem Munde, wie er oft Stunden, ja Tage nach dem einen Ausdruck suchte, der allein für die Stelle nach musikalischem Ton und begrifflichem Gewicht als der passendste oder einzig mögliche erschien. — August Procksch hat in seiner wertvollen Studie „Der Wortschatz Theodor Storms“ in der „German.-Roman. Monatschrift“ 1914 (S. 532—542) gezeigt, welch einen ungeheuren Reichtum an Wörtern Storm aufweist; er zählt eine Gesamtsumme von 22 421; man rechnet bei Luther ca. 12 000, bei Shakespeare 15—20 000. Wir sehen daraus, eine wie weite Welt des Sprachlichen Storm umspannt und wie er sich genau in Sprachwendungen an den Lebenskreis anpaßt, in den er seine Menschen (Senatoren, Advokaten, Musiker, Ärzte, Bauern, Junker, Schiffer usw.) hineinstellt. So erklären sich auch die zahlreichen Fremdwörter, die Storm aufweist; sie geben oft dem Stil die Patina und damit der dargestellten Zeit, sei es nun die der früheren Jahrhunderte in den Chroniknovellen oder die des Rokoko, die rechte Farbe. Wie treffend malt z. B. den Hochmut des Adels der Ausdruck, der Adlige sei „etwas Apartes“ oder „ein Mann von Distinktion“, was Storm selbst in Anführungsstriche setzt! Oder wer nähme Anstoß in einer Schilderung der Tanzstunde an dem Rangieren und Retirieren der Cavaliere oder bei dem Musiker

an dem Accompagnement oder in dem altherwürdigen Handelshause an Schatulle, Repositorien, Portefeuille, an dem lebhaft gestikulierenden oder durch den Saal balancierenden Eheherrn, an der durch den Garten mit dem Reistrock promenierenden Ehegattin, an ihrer wohlproportionierten Figur oder an den Buxbaumarabesken, an dem Respekt gegen den guten „nobelen Herrn“, an bürgerlicher Reputation, an dem Sortieren der Waren, an dem Profitieren, an dem Florieren der Spitzhuden während der Continentalsperrre usw. Doch ganz verkennen kann man nicht, daß Storm für manche Fremdwörter eine gewisse Vorliebe hat, wie resolut, resolviert, solide, daß er andere anwendet, die uns schon fremd geworden sind, wie Organisation = Konstitution = Körperbeschaffenheit, oder überflüssige wie „simulieren“ = nachdenken, „visionäre Träumerei“, „instinctives Verständnis“ u. a. Ein gewisses papierenes Altendeutsch spürt man auch bei häufigen lateinischen Wendungen wie in puncto, anno, respektive, oder in Ausdrücken wie: mich anlangend, desfallig, bezüglich, oder in dem häßlichen „der erstere“, „der letztere“, „welch letzterer“. Und wem Otto Schroeder mit seinem prächtigen Buche „Vom papierenen Stil“ das Sprachgefühl geschärft hat, den stört es, daß der sonst so feinhörige Sprachmeister das lederne „derselbe“ statt des Fürwortes der dritten Person so außerordentlich oft braucht. Da lesen wir von dem Zifferblatt der Uhr Marthas: „schuppige Zifferblätter umschlossen dasselbe“, in der Erzählung „Späte Rosen“: in den Schriften desselben, am Ende desselben, „Auf dem Staatshof“: die Feinheit desselben, zwei derselben, „Von Jenseits des Meeres“: der übrige Teil derselben, am Ende desselben, „Viola tricolor“: sie gingen durch dieselbe (Pforte) uff. uff. Ich zähle ungefähr siebenzig Stellen. Es dürfte nicht Zufall sein, daß gerade in den Novellen, in denen es sich um gerichtliche Dinge handelt, dies lahme Fürwort üppig wuchert, wie „Im Nachbarhause links“ und „Carsten Curator“; manchmal findet es sich besonders am Anfang, als ob der Dichter noch nicht recht hätte in Fluß kommen können („Waldwinkel“, „Beim Better Christian“); auch in dieser Hinsicht sind am sorgfältigsten durchgeseilt: „Immensee“, „Ein grünes Blatt“, „Aquil submersus“ (von dem „Selbigen“ des Chronikstils abgesehen), „Renate“, „Schweigen“, „Ein Bekenntnis“, „Hans und Heinz Kirch“ (einmal), „Eelenhof“ (zweimal), „Zur Wald- und Wasserfreude“, „Der Etatsrat“, „Fest von Haderlevshuus“ (einmal), „John Riew“ dergleichen; in „Bötter Basch“, in der „Chronik“ und im „Schimmelreiter“ begegnet es wieder häufiger. Manchmal ist auch die Satzfügung recht schwerfällig, z. B. in „Psyche“: „und diese, nachdem er vorgetragen, empfahl ihm“, „Malerarbeit“: „obgleich gänzlich verkrüppelt, hatte ich keinen tolleren Kameraden“; nicht der Erzähler, sondern der Maler ist verkrüppelt! Auch zwei Präpositionen aneinander zu reihen, vermeidet Storm nicht ganz; so „Viola tricolor“: „durch innr Innern heftig arbeitende Gedanken“, „Hans und

Heinz Kirch: „mit auf den Tisch gestemmtten Händen“ u. a. m.

Doch das sind ja alles so kleine Flecken, die nur deshalb auffallen, weil sonst Storm so streng mit sich und mit anderen, ja sogar mit dem Briefstil seiner Constanze war; freilich wirft er ihr schülmeisterlich Sünden vor, die er selbst begeht, so mit dem „furchtbar“ — sprich holsteinisch „furchbar“ — als adverbelle Steigerung (furchtbar lachen, furchtbar nett; auch „selten“ braucht Storm so).

Wir sehen, auch Storm, der große Wortkünstler, mußte seiner Zeit, seiner Umwelt, seinem Amte den Zoll zahlen, so sehr er sich mühte, seiner Sprache ein edles, reines Gepräge und einen harmonischen Klang zu verleihen.

Stormausgaben

Von Hugo Bieber (Berlin)

Die Anerkennung der dichterischen Lebendigkeit Theodor Storms, zu der sich vor zwei Jahren anlässlich seines hundertsten Geburtstages so viele sonst gar nicht übereinstimmende Schriftsteller zusammenfanden, scheint jetzt nach Ablauf der Schutzfrist durch das realistisch fundierte Interesse des Verlagsbuchhandels eine rückhaltlose Bestätigung zu empfangen. Die ungewöhnlich große Zahl von Stormausgaben und Auswahlbänden ist als eine Vertrauensumgebung aufzufassen, wie sie wohl seit dem Freiwerden Grillparzers und Reuters nicht wieder mit der gleichen Entschiedenheit hervorgetreten ist. Daß nicht überall geschäftliche Berechnungen den Anstoß und Ausschlag gegeben haben, das beweisen einige Angaben der Werke Theodor Storms, von denen im Folgenden die Rede sein soll. Sie beweisen auch, daß diese Vertrauensumgebung kümmerlicher ausgefallen und von geringerer Erheblichkeit geblieben wäre, wenn die buchhändlerische Unternehmungslust und das Interesse des Publikums hier nicht mit Bedürfnissen der Wissenschaft zusammenträfe und sich nicht eine Anzahl von innerlich für die Aufgabe seit langem vorbereiteten Forschern zur Verfügung stellen könnte, deren Arbeit eine anerkennenswerte Bereicherung und Sicherung der Spezialforschung darstellt.

Das sind vor allen anderen die auf acht Bände berechnete Ausgabe des Insel-Verlags, die Albert Röstler anvertraut ist und von der bis jetzt drei Bände vorliegen, deren Druck und Papier auch in Vorkriegszeiten mit Ehren hätte bestehen können. Im Verlage des bibliographischen Instituts bringt Theodor Hertel das Gesamtwerk Storms in einer Zweiteilung, deren erste vier Bände, für weitere Kreise berechnet, alle Gedichte und eine Auswahl der Erzählungen, zwei weitere Bände den Rest der Schöpfungen Storms enthalten sollen. Hiervon ist bisher Band I und II erschienen. Für die Klassiker-Bibliothek von

Hesse & Becker hat Alfred Biese Storms sämtliche Werke in vierzehn Teilen, in vier Bände gebunden, bearbeitet. Diese Ausgabe ist bereits vollständig. Alle Herausgeber haben ein ausführliches Lebensbild vorangeschickt. Biese und Hertel bringen für jedes Werk noch ausführliche Einleitungen und Erläuterungen, die bei Hertel besonders eingehend gehalten sind.

Eine wesentliche Veränderung in dem feststehenden Bilde von Theodor Storms Art und Kunst hervorzu-rufen, konnte nicht in der Absicht irgendeines Herausgebers seiner Werke liegen. Die Dichtungen Storms sind bereits seit langer Zeit gesammelt, die wichtigsten Ergänzungen hat im Jahre 1913 Fritz Böhm ausgedeutscher Nachtragsband gegeben. So konnte es sich nur darum handeln, einige Gedichte, die in den zahlreichen Briefpublikationen, Spezialarbeiten oder sonst an entlegener Stelle veröffentlicht worden waren, dem bisher Gesammelten anzufügen, einen gereinigten Text herzustellen, die einzelnen Werke zweckmäßig anzuordnen, Einleitungen und Erläuterungen zu geben und in einem zusammenfassenden Lebensbild die Auffassung vom Wesen des Dichters niederzulegen.

Weitaus am reichsten ist Röstlers Nachlese zu den Gedichten ausgefallen. Er bringt biographisch höchst wichtige Verse „An Hans“, „Friedlos bist Du, mein Sohn“, herbe politische Spruchdichtung: „Wer der Gewalt gegenüber steht“, „Und haben wir erst unser Herzoglein“ und die schönen, für Storms Lebensgefühl höchst bezeichnenden Gedichte „Wie wenn das Leben war nichts andres“ und „Wir haben nicht das Glück genossen“, ferner „Mysterium“, „Wettermühlen“, „In das Stammbuch Ferdinand Rösjes“ und viele andere. Aber diese schönen und starken Dichtungen, deren Abdruck den andern Herausgebern zum Teil auch aus urheberrechtlichen Gründen verwehrt war, offenbaren doch keinen unbekannten Zug in Storms Wesen, so willkommen ihre Kenntnisnahme uns auch sein mag. Auf die Textfrage, die bei einem Künstler von so strengem Formgefühl gar nicht zu überschätzen ist, will ich an dieser Stelle um so weniger eingehen, als erst der noch nicht erschienene Schlussband von Röstlers Ausgabe ein einigermaßen sicheres Urteil gestatten wird. Nur so viel sei bemerkt, daß Biese, wie es ja auch bei einer so billigen Ausgabe kaum anders zu erwarten ist, sich keine große Mühe wegen der Revision gemacht hat. Er hat nicht einmal die Verbesserungsvorschläge Edward Schröders berücksichtigt, die einige sinnstörende Druckfehler in Böhmcs Ergänzungsband richtigstellen. Hertel hat, den Grundrissen der meyerschen Klassikerausgaben entsprechend, die Druckvorlagen genauer geprüft und, soweit es ihm möglich war, auch Handschriften zu Rate gezogen. Trotzdem sind ihm einige unbegreifliche Fehlgriffe passiert, auch hat er einige ungeschützte, verstreute Gedichte übersehen, die in Bieses Ausgabe vorhanden sind. Röstler sucht auf umfangreichem handschriftlichem Material. Seine Ausgabe wird die wissenschaftlich

maßgebende werden und für alle feineren Untersuchungen die Grundlage bilden.

In dem umfangreichen und gehaltvollen Briefwechsel Storms mit seinen Angehörigen, Freunden und Bekannten, unter denen er neben Mörike und Gottfried Keller, Paul Henje und Erich Schmidt auch in unberühmten Persönlichkeiten verständnisvolle Beurteiler seiner Kunst und vollwertige Menschen zu schätzen hatte, ist uns eine Fülle von Aussprüchen erschlossen worden, die über die allgemeine Tendenz von Storms Schaffen, sein Verhältnis zu Kunst und Leben, über die Absicht und den Charakter seiner einzelnen Werke, ihre Entstehungsgeschichte und Aufnahme in der Öffentlichkeit und bei den ihm Nahestehenden authentischen Aufschluß geben. Eine rasch entwickelte wissenschaftliche Einzelforschung, gefördert durch die tätige Teilnahme der Familie, besonders der Tochter Gertrud, ist in die Arbeitsweise des Dichters, in die stormsche Welt mit einer Gründlichkeit eingedrungen, die uns z. B. nicht vorenthalten kann, daß die Badeanstalt, die in der Novelle „Pyche“ eine Rolle spielt, jetzt grün gestrichen ist; verliert aber im allgemeinen — übrigens auch in dem angeführten Fall — über dem eifrigen Detailspürsinn nicht die Gesamtanschauung und den Sinn für den Gehalt der Lebensformen, in denen Storm groß geworden ist. Alle diese Publikationen sind von Biese wie von Hertel mit umfassender Kenntnis für ihre Erläuterungen verwertet worden.

Auf Grund der vielen und aufschlußreichen Selbstzeugnisse Storms eine Gesamtwürdigung dieses Dichters zu geben, gehört insofern nicht zu den schwierigsten Aufgaben der Literaturgeschichte, als die wesentlichen Züge seiner dichterischen und menschlichen Art feststehen und kaum mehr zu verfehlen sind. Erst wenn die Ziele über eine allgemeine Orientierung und eine den Tatsachen des Lebens oder den Hinweisen des Dichters folgende Biographie hinausgesteckt werden, beginnt eine Arbeit, die an die stilkritische Begabung, den geschichtlichen Blick, das Lebensverständnis und die Ausdrucksfähigkeit des Darstellers höhere Anforderungen stellt.

Alfred Biese hat den Dichter noch persönlich gekannt, hat in seinem Hause verkehren dürfen und seinerzeit sich mit seinem öffentlichen Eintreten für den Dichter dessen Dank und Zufriedenheit erworben. Er hat auch später ein Menschenalter hindurch bei zahlreichen Gelegenheiten das Wort ergriffen, wenn es galt, Theodor Storm zu feiern oder wissenschaftliche Arbeiten über sein Leben und seine Dichtung zu begutachten. Bieses Stormdarstellung ist aus großer Vertrautheit mit dem von ihm verehrten Dichter erwachsen; aber alle Stoffkenntnis und persönliche Wärme reicht doch nicht hin, die Erwartungen zu erfüllen, die man an das Werk eines Mannes, der das Vertrauen Storms besessen hat, stellt. Das Gleiche gilt auch von der selbständigen Schrift „Theodor Storm“, die Biese im gleichen Verlag hat erscheinen lassen. Ich muß bekennen, daß ich mir eine Chara-

teristik Storms anders denke; will aber nicht verschweigen, daß Bieses Buch beim Publikum anscheinend einen großen Erfolg hat, da in kurzer Zeit eine zweite Auflage nötig geworden ist.

Auch Hertel ist ein gründlicher Stormkenner, aber ihm fehlt zu viel an dem Mindestmaß schriftstellerischer und psychologischer Erfahrung, als daß seine Einleitung an Storms Wesen heranzuführen könnte. Er versagt vollständig, so wie er sich aus dem Engeren ins Allgemeine vorwagt. Auf die paar kleinen Bersehen — Lina Dunders Mann Franz hat mit seinem Bruder Max den Vornamen getauscht, Solitaires bürgerlicher Vorname lautet Woldegar, der Herausgeber von Lazarus' Lebenserinnerungen heißt Alfred Leicht — lege ich wahrhaftig keinen Wert. Aber wer Fontane als „den unlyrischen Märker, Weltmann und Zeitungschreiber“ charakterisiert, dem kann man nicht mehr den Ärger des Stormenthusiasten über die bekannte Stelle in Fontanes Erinnerungsbuch oder persönliche Gereiztheit in Sachen gestricelter Wolle zugute halten. Hertels Urteil, daß die Behandlung Storms in R. M. Meyers Literaturgeschichte „nicht in die Tiefe geht“, brauche ich als Bearbeiter dieses Werkes um so weniger übelzunehmen, da er sich durch Adolf Bartels und Carl Busse, wie durch Biese hinreichend zufriedengestellt fühlt. Jedem das seine.

Rösters feinfühlig, ausgeglichene, aber nicht ausgleichende Charakteristik nimmt einen höheren Standpunkt ein und findet für die entscheidenden Fragen in Storms Dasein oft das bezeichnende, ja mitunter das erlösende Wort. Die Grundlinien der Entwicklung treten klar hervor, und die wichtigsten Tatsachen des Lebens werden mit behutsamer und leichter Hand zur Darstellung gebracht. Die günstige Auffassung von Storms heiligenstädter Aufenthalt wird jetzt wohl allgemein geteilt, aber auch darin ist Röster beizustimmen, daß er die letzten Novellen nicht so hoch einschätzt wie die Produktion der hufener Zeit von 1875—79. Nur für „Eckenhof“ kann ich nicht so viel Bewunderung aufbringen. Die Stilmittel der stormschen Vortragsart werden mit wenigen Strichen klargelegt, ohne den Ehrgeiz, damit die letzten Geheimnisse seiner Kunst zu ergründen, und mit Recht nimmt Röster Stellung gegen die Mimiktheorie Blasimskys. Rösters Betrachtungen über Storms Jugendliebe zu Berta v. Buchau oder über seine zweite Eheschließung zeigen mit ihrem überlegenen Verständnis den ganzen Abstand gegenüber den beiden andern Biographen. In seiner Kritik der Novellen vereinigt sich vorbehaltlose Verehrung für Storms männliches Künstlertum mit weitstichtiger Freiheit des Urteils. Die seelische Grunderfassung des Dichters wird zutreffend durch die Feststellung umschrieben, daß Storm die rüstige Entwicklung fehlte, der Drang in die Weite und Größe der Welt, der Mut, über sich hinaus zu gelangen, selbst auf die Gefahr des Scheiterns. Ein beschwingter Lebensrhythmus, eine beständige Anfeuerung war ihm auf die Dauer nicht erträglich, das Ungefühl, das langsame Gleichmaß des Lebens

bedeutete ihm mehr als alle bunte Anregung der großen Welt. Aber daß Storm trotzdem kein ausschließlicher Idylliker, sondern Tragiker von Natur war, daß seine Geschlossenheit keine Enge bedeutete, das hätte daneben stärker unterstrichen werden müssen.

Der unmittelbaren Wirkung von Storms Poesie wird hier eine lange Dauer prophezeit. Diesen Glauben kann ich nicht teilen. Die berühmte Patina schützt die Novellen nicht vor Verwitterung, auch in den Gedichten verliert schon manches Wort seinen Urklang. Aber das Bild des Mannes und Dichters wird dem, der sich in seine schon altertümlich anmutenden Züge vertieft, stets ergreifend bleiben.

Der Goldene Schnitt am Sonett

Von Walter Bähr (Erfurt)

Die Inanspruchnahme der „Sectio aurea“, des Goldenen Schnittes, für das Sonett mag zunächst befremdlich erscheinen, doch ist die vergleichsweise Beachtung jenes mathematischen Satzes von der Einteilung einer Linie in zwei ungleiche Teile, von denen der kürzere sich zum längeren genau so verhält, wie der längere zur ganzen Linie, für den Sonettreiber von nicht geringer Bedeutung. Wenngleich im Hinblick auf das Sonett das mathematische Verhältnis von annähernd fünf zu acht des goldenen Schnittes sich auf drei zu vier beim Sonett wandelt, wird dennoch der gedankliche Gehalt jenes Lehrsatzes von dieser Abweichung nicht mitberührt. Insofern erscheint seine Anwendung zulässig, denn selbst dem oberflächlichen Betrachter des Sonettes, seiner Gliederung in zwei Vier- und zwei Dreizeiler, wird sich der Vergleich aufdrängen. Dabei ergibt sich von selbst, daß die Schnittlinie im Sonett nach dem Vierzeilerpaar zu liegen kommen muß.

Wodurch wird sich das beziehentlich gut gelungene Sonett vom tatsächlich vortrefflichen unterscheiden? Durch Anwendung jener äußerlichen Trennungslinie auf das innere Gefüge und Übereinstimmung beider.

Im Gegensatz zur dramatischen Dichtungsform, die den Gedanken auf der breiten Grundlage der Exposition aufsteigend emporgipfelt, erscheint das Sonett auf den Kopf gestellt, sich absteigend zu verzüngen. Dies hat der Form das Bild der auf den Kopf gestellten Pyramide eingetragen. Besser wäre sie bildlich mit einer Vase zu vergleichen. Der schlanke Fuß des Terzinenpaares im Abgesang trägt das weiter ausladende Gebäude der zwei Quartette des Aufgesanges. Vom Bilde der Vase ausgegangen, ist ohne weiteres ersichtlich, daß die willkürfreie Einhaltung der Strophenbilder unerläßliche Voraussetzung sein sollte. In das edle Gefäß ergieße der Dichter den entsprechenden Inhalt, der dem Gesetz der Schwere folge, also am Fuße der Vase, am Ende des Sonetts, seine größte Dichte habe.

Gegliedert und doch nicht zweigeteilt sei der Stoff zwischen der achten und neunten Zeile. Es ist der

Vorschlag gemacht worden, für den Aufgesang der Zeilen eins bis acht die Fassung der Frage, für den Abgesang der Zeilen neun bis vierzehn die der Antwort zu wählen. Man glaubte damit einen einfachen und gangbaren Weg gezeigt zu haben, der sicher um die Klippe des Formeinschnittes herumführt. In der Ausnahme dürfte dies zutreffend sein, gegen die Erhebung zur Regel stellen sich Bedenken ein, wie gegen jede künstliche Vereinfachung überhaupt. Mit dem Sonett als Frage- und Antwortspiel wäre These und Antithese, Satz und Gegensatz reizvoll gegeben, aber für die Hauptsache, die Synthese, die notwendige Zusammenfassung auf höherer Stufe, wäre nicht Raum. Außerdem würde eine derartige Behandlungsweise den Stoff nicht gliedern, sondern zerschneiden, mithin die Wahrung der Einheitlichkeit unmöglich machen. Statt Unterteilung würde Trennung eintreten.

Da jede Dichtung, sofern sie nicht lediglich Ausdruck der Empfindung allein ist, eine Frage aufzuwerfen und eine Antwort darzubieten pflegt, muß auch für das Sonett, die nächst dem Epigramm gedungenste Dichtungsform, für die der Grundsatz „dichten, nicht breiten“ gelte, die Möglichkeit gegeben sein, die vorerwähnten Schwierigkeiten zu meistern. Hier wird die Lehre vom Goldenen Schnitt wegweisend.

Der Grundgedanke ist ständig als Ganzes ins Auge zu fassen. Die beiden Quartette bieten den ausreichenden Raum zur Beschreibung, Frageaufwerfung, Vergleichung und vielleicht auch vorläufiger Begründung. Sie werden somit zur längeren Unterteilung, zu der sich wertlich der Abgesang so verhalten muß, wie sie zum ganzen Sonett. Der kürzere Teil, die beiden Terzinen des Abgesanges, enthalte in der Fassung der Folgerung, des Rückbildes, der endgültigen Begründung oder der Antwort die Steigerung, die Zusammenschließung. Peinliche Rücksichtnahme auf das Ganze sei wiederum geboten in der Weise, daß die Terzinen weder durch Füllworte oder Füllreime verwässert, noch durch Gedankenzusammenpressung überladen werden.

Reimtechnisch ist zu empfehlen, auf Reinheit der Reime Wert zu legen, abgeschliffene, aber auch gesuchte Reimworte zu meiden. Die Hinüberziehung des Gedankens aus dem zweiten Vier- in den ersten Dreizeiler, oder die Verschleifung dieses mit jenem ist zu widerraten. Sie würden eine lässige und sinnwidrige Abkehr von der Lehre des Goldenen Schnittes am Sonett bedeuten und es zu einem „Gedicht in vierzehn Zeilen“ herabdrücken.

Versuche, dem Sonett durch besondere willkürliche Abweichungen der äußeren Form, zum Beispiel durch Verkürzung oder Verlängerung einer oder mehrerer Verszeilen um eine Hebung oder dergleichen neue Gebiete zu erschließen, sind bislang wenig fruchtbar ausgefallen, da sie nichts anderes bewirken, als die innige Verbundenheit der äußeren mit der inneren Form zu lockern. Sonette, die solche Eigenheiten auf-

weisen, können keine Sonette mehr sein, vorausgesetzt, daß sie kein Meister von unerhörter Sprach- und Gestaltungskraft geschaffen hat.

Echo der Bühnen

Wien

„Diebesim‘Hause.“ Komödie in drei Akten. Von Andreas Gdrecht. (Uraufführung im Schönbrunner Schloßtheater am 20. Oktober 1919).

Vor einem Vierteljahr wurde hier über die Umwandlung der weiland habsburg-lothringischen Privatbühne in ein vornehmes Abteilquartier der Burgschauspieler und über seine Eröffnung mit Maja Loecherl Trislantragödie berichtet. Seither hat dies zugleich hübscheste und unzedelmäßigste, jüngste und älteste wiener Theater — seine Geschichte reicht bis zu Gluck und Haydn hinauf — sich nach einigen Entgleisungen des Spielplans in der Gunst des Publikums festgesetzt und seinen anmutigen weiß-rot-goldenen Saal immer eindeutiger als Stätte des Lustspiels deklarieren. Nun verhilft seine zweite Uraufführung abermals einer literarisch bisher unbescholtenen jungen wiener Dame zum Wort — denn hinter dem bärbeißigen Pseudonym steckt Frau Gina Zimmer-Kranz —, dem Genius loci entspricht die Schlußmarke „Komödie“, gegen die wir freilich schon zu oft abgehärtet wurden, um Heiterkeit zu erhoffen, und statt eines Rittes in das alte romantische Land geht es diesmal zu Fuß in die „nächste Gegenwart“, um mit der Verfasserin zu reden. Ob der ebene Spaziergang die Mühe lohnt? Vor hundertzehn Jahren hat sich Napoleon in diesem Saal Racines „Phädra“ in Schillers Übertragung vorspielen lassen; heute marschiert hier daselbe Personal auf, nur aus der antiken Heroenwelt in die Umwelt der österreichischen Plutokratie und aus dem strengen Stil des französischen und des deutschen Klassikers in die Konfusion der „nächsten Gegenwart“ überseht — woraus sich denn natürlich ein erheblich milderer Ausklang ergibt: Hippolyt entragt den väterlichen Milionen und scheidet definitiv von dem lieblichen Trözene in Nieder- oder Oberösterreich, Phädra aber wird ihren grotesken Theus in der übernächsten Gegenwart mit andern Männern als mit seinem Sohn betrügen. Auch Aricia fehlt nicht, ja sie ist die Hauptperson: eine Kammerjose Josefine, die zwar bisher mit dem Kammerdiener intimste Beziehungen unterhalten hat, dennoch aber in Hippolyt und überdies auch in Phädra verliebt und, man weiß nicht wie, zu den tiefsten psychologischen und soziologischen Einsichten gelangt ist, die sie in so schönem Zeitungsstil vorträgt, daß Lessings schon allzu kluge Franziska sich vor ihr Schamrot vertriehen müßte. Aber die Kößelsprünge, welche die fünf Leute drei Akte lang unter den Händen der Verfasserin ausführen müssen, ist kein Wort zu verlieren; sie hat wohl selbst das Bedürfnis empfunden, das Interesse des Publikums noch auf andre Weise als durch Gestalten und Geschehnisse zu befriedigen und eine ansehnliche Reihe von Fragen zumeist von ihrem Hippolyt und ihrer Aricia diskutieren lassen: als z. B. „Darf man reich sein?“ oder, von der andern Seite gesehen, „Darf man flehen?“, „Darf eine junge Frau ihren alten Gatten betrügen?“, „Darf ein Sohn seinen Vater usw.“, „Ist ein Diensthofe nicht auch ein Mensch?“, „Macht Geld allein glücklich?“ Que de choses dans un menuet! Aber wer zuviel beweisen will, beweist immer zu wenig; dann kommt es auch darauf an, wer uns etwas beweisen soll; und endlich müssen in nächster Nachbarschaft von Szenen, die sich, wenn auch erfolglos, aber redlich, um das beliebte Prädicat „schwül“ bemühen, die Brusttöne gleichviel welcher Überzeugung distonieren oder verhallen. Sie und da flattert ja ein

hübsches Wort auf; hie und da zeigt sich ja, namentlich wo der Finanzbaron und der Kammerdiener, an die man immerhin zu glauben vermag, in Aktion treten, etwas wie Theaterinstinkt; hie und da kann man ja der verworrenen und überladenen Handlung eine Strecke weit mühelos folgen — alles in allem bleibt doch nur, wie so oft, die Arbeit eines Anführers zu verzeichnen, mit allen charakteristischen Gebrechen, ohne einen der charakteristischen Vorzüge.

Robert F. Arnold

Königsberg i. Pr.

„Die Raschhoffs.“ Drama in fünf Akten. Von Hermann Sudermann. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 18. Oktober 1919)

In seinem jüngsten Werk, dem fünftaktigen Drama „Die Raschhoffs“, lehrt Sudermann wieder zu der ihm so vertrauten Welt ostpreussischer Landbewohner zurück. Aber leider schießt er auch hier wieder nach jener anderen, verlockenderen Welt, der Welt des süßen Lasters und der interessanten Dekadenz, der Welt von Berlin, wo es am Westen ist, über die er nicht müde wird, den Schwefelregen von Sodom und Gomorrha auszuflößen; und die er im Grunde doch nur durch die gefärbte Brille des Außenstehers, des unzureichend informierten Theaterpraktikers, nicht mit dem klaren Auge des sachkundigen Beobachters sieht. So steht er auf dem Wege zum heißersehnten Dichterruhm sich selbst im Wege, weil er bei aller Liebe zur Scholle dem Reiz der Großstadt nicht widerstehen kann.

Die Scholle: das sind in diesem Drama zwei ostpreussische Besitzer, eben die Raschhoffs, Vater und Sohn. Beide, als echte Ostpreußen, zäh, schwerblütig, dickköpfig, aber auch beide — und das ist die Quelle des dramatischen Konflikts — dem schönen Geschlecht gegenüber wenig widerstandsfähig. Die Großstadt: das ist Wally, eine pikante berliner Schauspielerin, im Privatleben Anhängerin der freien „Verhältnis“-wahl, die beiden Raschhoffs abwechselnd den Kopf verdreht und den alten, der noch hilfloser im Netz zappelt als der Sohn, schließlich in den Tod treibt. Auf diesem Circemotiv ließe sich wohl ein erschütterndes Seelendrama aufbauen. Aber Sudermann hat es nicht geschrieben. Es kam ihm anscheinend mehr auf möglichst wirklames Herausarbeiten des farbigen Gegenjages zwischen Stallgeruch und Patschouliduft an, und das ist ihm allerdings glänzend gelungen, wie überhaupt dies Stück wieder Sudermanns auch von den schärfsten Gegnern nicht bestrittene technische Meisterschaft erweist. Von außen gesehen scheint alles fest ineinander gefügt und sicher vernietet. Um so weniger luftdicht ist die Psychologie. Das Handlungsgerüst steht auf der schwanken Grundlage unmöglicher Voraussetzungen, und auch die Personencharakteristik ist Sudermann nur zum Teil gelungen. Diese ostelbischen Agrarier mögen ziemlich porträtmäßig gezeichnet sein (obwohl auch sie schon vom Wurm der Großstadt-Neurasthenie angegriffen scheinen). Aber der Sumpfpflanze Wally, die nach bekannter Sudermannscher Art ihre Seele gleich beim ersten Auftreten auf den Tisch des Hauses legt, merkt man deutlich an, daß im Kopf ihres Schöpfers anders als sonst in Menschenköpfen sich die Halbwelt malt. Sie sollte vielleicht so etwas wie eine sudermannsche Lulu, ein verderbenjünder Erdgeist werden, indes ist ihr Reich nicht die Erde, sondern die Literatur. Sie ist durchaus eine Figur aus zweiter Hand, eine papierne Gestalt ohne inneres Leben, und darum entbehren auch ihre Handlungen und deren Folgen der Lebenschtheit und Glaubhaftigkeit. Eine Probe aufs Exempel ergab die Aufführung: das Publikum erkannte im buhlerischen Doppelspiel der Komödiantin nicht immer die Grenzen zwischen Ernst und Heiterkeit, zwischen echten und geheuchelten Gefühlsregungen und reagierte wiederholt gerade da mit Lachen, wo der Verfasser sich offenbar ergreifende Wirkungen verspricht. „Zigarre? Zigarette? Was du willst?“ fragt der Alte kurz vor der Katastrophe. „Ach will — die Wally!“ antwortet der Sohn. Das ist schlechtester Sudermann. Guten Sudermann finden wir in allem Milieuhasten, finden wir vor

162). — Zur Ehrenrettung Elise Benfings, der Freundin Hebbels, ergreift Albrecht Janssen das Wort (Zeitschrift f. Wissensch., Hamb. Nachr. 19. 10.).

Der Erinnerung an Friedrich Nießsches fünfundsiebzigsten Geburtstag waren weitere Aufsätze gewidmet: „Nießsche und Deussen“ von Hans Taub (Münch. N. Nachr. 416); „Nießsche als Dichter“ von Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 493).

Die dauernde Bedeutung Emanuel Geibels feiert Schröter (Reichsbote, Unt.-Bl. 161). — „Neue Gänge mit Ludwig Anzengruber“ setzt Anton Vettelheim (N. Fr. Presse, Wien 19. 8. 04) fort. — Ein neues Buch über C. F. Meyer (von Max Ruzberger; Huber & Co.) wird (Bund, Bern 434) rühmend empfohlen. — Das Gedächtnis an Walter Flex erneuert Theodor Frenkel (Kreuz-Ztg. 499). — Einen Aufsatz über Eduard v. Reysersling als Baltendichter (Tag 234) leitet Theophile von Bodisco mit den Worten ein: „Einer dunkel schweren Zeit, die uns deutschen Balten die Heimat geraubt, die Chaos, wüste Groteske und bitterste Tragik gebracht hat, einer Zeit, in der die Herzen verstümmten und die Seele erbebt in höchster Spannung, könnte vielleicht der fein abgetönte, leise verklingende Dichter Eduard v. Reysersling als fremd und fern erscheinen. Doch das Entgegengesetzte trat ein: er ist gerade jetzt vielen Balten, in den Jahren, da wir Geschichte erlebten, erst zu einem Besitz geworden. Wir erinnern uns seiner als einer hohen Kostbarkeit, als eines geistigen Luxus, wir flüchteten zu ihm, der eine vergehende Welt fixiert, der uns alte Werte im Zwielicht geistreichen Denkens wie eines wehmütigen skeptischen Herzens vorstellt. Erst seit einigen Jahren wird Reysersling allgemein im Baltikum gelesen. Langsam hat er es sich erobert, dieselben Menschen, die heute mit verklärtem Lächeln von ihm sprechen, haben ihn früher abgelehnt. Erst unter dem harten Gesetz der letzten Jahre, das uns zu vernichten strebte, und das so lebhaft unseren Selbsterhaltungstrieb weckte, ward auch er einbezogen in den Kreis baltischen Fühlens.“

Zum Schaffen der Lebenden

Auf die Bedeutung von Alfred Nomberts „Der Held der Erde“ macht Hans Reinhart (N. Zür. Ztg. 1514) sehr nachdrücklich aufmerksam.

In einem Aufsatz „Ein katholischer Roman“ (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 21) setzt sich Hubert Rausse sehr ausführlich mit der Tendenz von Friedrich von Gagers Roman „Die Wundmale“ (Stadtmann) vom katholischen Standpunkt aus auseinander, den Roman als einen Tendenzroman gegen das Zölibat bezeichnend. Er anerkennt dann aber auch: „Die Wundmale“ haben künstlerisch einen hohen Wert; der sie schrieb, ist ein Dichter. Die Kraft verschiedenster Menschenschilderung, der Reichtum buntester Gestalten, die Individualisierung der Sprache, die reiche Fülle der Bilder, das alles ist ganz außerordentlich. Wie ist der Dialog voller Leben und feinsten Abstufung! Da ist der harte Dialekt und die umständliche Redeweise der Bauern, da sind die stolpernden Rodomontaden Peregrin Kranichs, des Stadtschreibers, der sich einmal den Wind der Welt um die Nase wehen ließ! Wie klar und herb ist die Alltagssprache Wendts, wie fladernd die der Sängerin Ingeborg Sartorius; wie logisch scharf spricht der Generalvitar, und wie köstlich ist die latinisierende Sprache der Mönche! Dabei stoßen wir überall auf glücklichste mundartliche Bildungen, die dem ganzen Buch etwas Bauernhaftes, Erdverwurzeltes, Gesundes geben. In der Satz- bildung zeigt sich zuweilen eine Manieriertheit, da allzuviel Köstlichkeiten um alle, auch um die gleichgültigsten Dinge, herumgehängt werden sollen.“ — Einen Aufsatz über Karl Hans Strobls Bismarck-Roman beschließt Ignotus (N. Wiener Tagbl. 288) mit den Worten: „Der Dichter hat gehalten, was er vor dem Weltkrieg versprochen, er führte seinen großen Plan unbeirrt durch; ihn bekümmerte es wohl sehr, daß das Werk Bismarcks in

allen Zügen trachte und vom Untergang bedroht zu sein schien, aber das war nur ein Ansporn mehr, sein dichterisches Denkmal zu vollenden. Der dritte Band ist der reichste geworden an höherem Inhalt und auch an persönlichem Reiz für den Leser. Der Reichtum an Gestalten ist überwältigend, und doch lebt alles, Freunde und Feinde werden mit gleicher Liebe behandelt. Windthorst und Liebknecht und Laster und der treue Lothar Bucher, Lenbach und Dr. Schweninger und Richard Wagner sind in Meisterstrichen gezeichnet. Kaiser Wilhelm I. erscheint nicht mehr mit Bismarck zusammen, er hat sein „Nie-mals!“ auf Bismarcks Entlassungsgesuch geschrieben, und damit ist alles gesagt. Mit Schonung gegen Wilhelm II. ist die Entlassung des Kanzlers dargestellt. Da ist fühlbare Rücksichtnahme gegen den unglücklichen Kaiser merktbar. Aber das stört nicht mehr, Bismarck wächst als Gestürzter ins Riesenhafte, er wird dem deutschen Volke jetzt erst recht teuer. Der Mythos beginnt.“ — Zu Rudolf Hans Barths neuem Roman „Seidentum“, Die Geschichte eines Vereinsamten, bemerkt Hugo Greinz (N. Wien. Tagbl. 282): „Des Dichters Amt ist es nicht, Wege zu zeigen. Und von Barth, dem Schwärmer und Frauenlob, solches zu verlangen, heiße, ihn auf einen Boden zerren, auf dem all sein Blütenreichtum welken müßte, der auch in diesem Buch in üppigen Farben rasch aufsteigt, trotz drückender Not ringsum — letzte Monate des Krieges! —, trotz verwilderten Menschentums und trotz Zusammensturzes so vieles mit erschöpften Kräften noch aufrechtgehaltenen. Die Jahreszeiten kümmern sich nicht darum, ob Kriege verloren werden und Reiche vergehen, der Wald verfallt sein Kleid in den gleichen beräubernden Tönen, und die Spätherbstblumen verlieren nichts von ihrem herben Duft dadurch, daß ein Staat sich in Tobekämpfen windet. Vom Staat will dieser Roman nichts wissen, nur von Menschen und von deren Einigkeit mit der immer wieder sich erneuernden Natur, der ewig gleichen, ein Barth-Motiv, das in jedem seiner Bücher anlingt und in diesem letzten sich zu brausenden Afforden aufschwingen will, ein Land der Sehnsucht zeigend, das vielleicht nie ferner lag, als in unserer verelendeten, verwüsteten, entseelten Zeit.“ Vgl. auch N. Wiener Journ. (9322). — Sprichwörtliche österreichische Liebenswürdigkeit sagt E. R. (N. Zür. Ztg. 1572) Rudolf Lothar nach, insofern er sich in seinem neuen Roman „Weltrausch“ der Schilderung schweizerischer Zustände und Persönlichkeiten zuwendet. — Den Kriegeroman „Die große Phrase“ von Rudolf Jeremias Kreuz (Rascher) rühmt Hugo Greinz (Österr. Postztg. 282): „Die gerade Ehrlichkeit, der Mangel jeglichen Überschwanges, jeder Fäulerei in Stil oder Erfindung, die ganze unliterarische Art, die in diesem Falle einen großen Vorzug bildet, geben diesem Roman, seinen Schilderungen vom Leben und Sterben an der Front, seinem bitteren, aus dem Erlebten herausquellenden Urteil über Niederes und Gemeines Bedeutung und Wärme. Er ist der einzige österreichische Kriegeroman, der wert ist, auch noch im Frieden gelesen zu werden.“ — Starke Befähigung für lebendige, plastischen Bildern gewogene Schilderung rühmt Richard Nieß (Tag 234) Walter Angel und seinem Abenteuerroman „Jarolim, der Abenteuer“ (Schuster & Löffler) nach. — Ernst Weichs neuem Roman „Mensch gegen Mensch“ (Georg Müller) sowie dessen Drama „Tania“ bespricht Hans Sochaczewer (Berl. Börs.-Cour. 499).

Auf die Bedeutung von Carl Sagemanns Buch „Spiele der Völker“ (Schuster & Löffler) weist Alfred Maderno (Mannh. Generalanz. 479). — Karl Fuchs beschließt seinen Aufsatz über H. Friedjungs „Historische Aufsätze“ (Cotta) (N. Zürch. Ztg. 1605) mit den Worten: „Friedjung hat seine lichtvollen, fesselnden Aufsätze mit aufrichtiger, patriotischer Begeisterung und umfassender Quellenkenntnis geschrieben. Wenn er aber in der Einleitung schreibt, Österreich-Ungarns Zusammenbruch hätte nicht „aus inneren Gründen heraus“ erfolgen müssen, so irrt er. Gerade, was er selbst in seinen „Historischen Aufsätzen“ entwickelt hat, ist der klarste Beweis des Gegen-

teils. Ein Staat mit solchen Symptomen der Fäulnis ist doch wohl reif für den Zerfall."

Zur ausländischen Literatur

Ein Aufsatz „Clémentineau der Schriftsteller“ wird (N. Fr. Presse, Wien 19 807) geboten. — In einem Aufsatz „Maurice Barrès und die Grenzseele“ schreibt Fritz Roepke (Deutsche Zukunft, Post 519): „Barrès begann als Schriftsteller mit seinen Jh-Romanen. Er stellt sich vor den Spiegel, untersucht mit wissenschaftlicher Feinheit seine Seele, zerlegt ihre Empfindungen bis ins Kleinste und Feinste, betet sie an und streut ihr Weihrauch. Alle Menschen seiner Jh-Romane sind vor diesem Spiegel nach seinem Bilde gestaltet. Aber diese fast krankhafte Selbstbetrachtung steigert seine seelische Empfindlichkeit auch für das Seelische außer ihm. Mit seiner ungeheuer feinnervigen Einbildungs- und Einfühlungskraft bohrt er sich hinein in das Ewig-Geistige, das die Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet. Er geht nach Toledo, berauscht sich an den heimlichen Stimmen der altertümlichen Stadt, läßt sich einhüllen von dem weichen Halbdunkel der Kirchen und wühlt sich in Grecos mystische Ekstase eines verlorenen Katholizismus. Er tritt in fast körperliche Berührung mit dem Künstler, erlebt und formt das innerste Werden dieses Malers. So wird der ästhetisierende Egoist ein Priester des Totenkults, ein Dialektiker der Rassenmystik. Die Rasse ist ihm das Heilige, die mystische Vergrößerung seines Jhs. Nach den Jh-Romanen erscheinen die Romane der nationalen Kraft und die Rasse-Romane. Er, der väterlicherseits ein Auvergnate, dessen Stammbaum sogar im portugiesischen Judentum seine Wurzel haben soll, wird zum Propheten der lothringischen Seele.“ — Ein Bild der französischen Literatur während des Krieges entwirft Otto Grautoff (Berl. Tagebl., Lit. Rundsch. 494). — Über die pariser Theater gibt Hermann Bessmer (N. Fr. Presse, Wien 19 808) vortrefflich Auskunft.

Über Shakespeares „Cymbelin“ äußert sich Ulrich Bräker (Deutsche Allg. Ztg. 505). Defoes „Robinson“ nimmt Karl Scheffler (Voss. Ztg. 537) zum Ausgangspunkt interessanter Betrachtungen. — Ludwig Weichmann schreibt (Post 524) über „G. Bernard Shaw, den Gesellschaftsarzt“.

Über Knut Hamsun, den Nobelpreisträger, äußert sich Hans Bethge (Sammler, Münch.-Musb. Abendzg. 112).

Eine Studie von Walter von Molo über Tolstoj wird (Morgen, Wien 21. 10.) bekanntgegeben.

„Ein Rostocker Studentenstammbuch des achtzehnten Jahrhunderts“ von W. Ahrens (Voss. Ztg. 536).

„Entgegengesetzte Weltanschauungen“ von Hans Benzmann (Post 522).

„Die Zukunft der Schillerstiftung“ von Fritz Engel (Berl. Tagebl. 496).

„Der Schweizer Goedeke“ (Grundriß zur Geschichte der deutsch-schweizerischen Dichtung von Hermann Schollenberger I. Band [1789—1830] [L. Ehlermann]) von D. v. G. (Bund, Bern 441).

„Bildungsideal und Bildungsmittel“ von Bruno Jordan (Weber-Ztg. 708).

„Offener Brief an Reclam“ von Klabund (Voss. Ztg. 541).

„Vom Wesen und Schaffen des Schauspielers“ (Zu: Ferdinand Gregori: „Der Schauspieler“, B. G. Teubner) von Hans Knudsen (Deutsche Ztg., Lit. Umsch. 470).

„Theater und Masse“ von Fritz Roepke (Post 523).

„Das Gelangbuch“ von Fedor v. Zobeltitz (Voss. Ztg. 529).

Echo der Zeitschriften

1919 Neue Blätter für Kunst und Dichtung

II, 7. In seinem Aufsatz „Die Zusammenhänge der Jugendbewegung mit den geistigen Strömungen der Epoche“ geht Rudolf Manasse darauf ein, was er in Hinblick auf eine neue Kunst unter „Erfassung des Wesentlichen“ versteht:

„Worauf das geistige Streben hingerichtet, wessen es sich bemächtigen will, ist die Welt in ihrem Kern, ihrer Essentialität. Nicht wie sie scheint, sondern wie sie wesentlich ist. Das unwahre verzerrte Bild, welches sie von sich gibt, wenn sie angesehen wird in der zufälligen Gestalt unserer sinnlich-subjektiven Bemächtigungsmitel, soll künftighin vermieden werden. Wir wollen erleben, aber nicht mit der Ungenauigkeit, Unexaktheit, geringen Intensität unserer schlecht und individuell verschieden wirkenden Organe, sondern unbedingt und hin auf das Wesen der Dinge. Eben darin, im Verwesentlichen der Dinge, liegt das Formungselement, das auch dem unmittelbaren Erfassen, dem spontanen Erleben, dem freien Erschauen innewohnt. Verwesentlichen bedeutet nämlich: die Dinge nicht so nehmen, wie sie sinnlich uns sich darbieten, sondern auf ihren Grund, ihren Kern gehen — hindurch durch die Hüllen, mit denen sie sich durch die Einwirkung unserer Subjektivität überzogen haben, hindurch bis auf ihren nackten Gehalt, ihr Wesen. Hierzu sind gewisse Operationen nötig, die Dinge sind aus dem ‚Zusammenhang‘ (nämlich aus dem, in dem sie für unsere gewöhnliche Anschauung stehen) zu lösen, zu isolieren, zu objektivieren. Und durch solchen Lösungsakt werden sie in Form gestellt. — Der Zutritt der Form zum Erleben ist somit geklärt, noch nicht aber befriedigend sichergestellt, daß der Akt der Verwesentlichung nicht das Moment der Spontanität, der Unmittelbarkeit, des Erlebens abtötet. Hier ist nun zu sagen, daß es sich bei dem Abstreifen der Hüllen, bei der Herauslösung des Kerns nicht um eine Abstraktion handelt, sondern um eine Reduktion. Wie die Zurückführung eines komplizierten Geschehensvorgangs auf seine einfachen Zusammenhänge und seinen kurzen Sinn seinen individuellen Charakter nicht berührt, nicht etwa seine Subjektivität unter einen gegnerischen Oberbegriff bedeutet, so führt die Reduktion eines Dinges nicht zu einer Aufhebung der Besonderheit, wie sie aus seiner Individualität sich ergibt, nicht zu einem Abstreifen der ihm spezifisch zugehörigen Eigenschaften, sondern lediglich zu einer Hinwendung und Betonung seines wesentlichen Gehalts gegenüber den ihm anhaftenden Zufälligkeiten. Das Verwesentlichen bedeutet also nicht Absehen von der Individualität des Dinges, nicht Ergreifen seiner ‚Idee‘ im Sinne Platons, also seines Gattungsbegriffs, sondern: Herausstellen des individuellen Wesens, Erschauen des auf seinen Kern reduzierten, darum aber nicht seiner Besonderheit entkleideten Dinges.“

Der Kunstwart. XXXIII, 1. Aus einer sehr belangvollen Studie von Ferdinand Gregori, „Das Theater und die Revolution“, heben wir die folgenden Abschnitte heraus:

„Ich kenne das radikale Heilmittel: daß nämlich jede Stadt ihr Theater in eigene Regie nehme; und ich billige den Eifer, den die ‚Genossenschaft‘ daran wendet. Aber fürs erste werden die Steuerlasten der Städte so groß sein, daß sie eine weitere Belastung nicht werden tragen können; und außerdem wachsen die Ausgaben eines solchen, von der Stadt ganz und gar übernommenen Theaters in viel höherem Grade als die künstlerische Qualität der Aufführungen. Denn der Ehrgeiz des Leiters, sparsam zu sein, läßt sehr schnell nach, wenn seine Behörde jedes Defizit übernimmt. Die Stadt kann dreihunderttausend Mark zulegen, ohne daß das Solopersonal sich hebt, weil diese

Summe schon im Unterbau des Theaters (Arbeiter, Drucker, Ballett, Chor, Bureaupersonal) verbraucht wird. Ein Privatunternehmer kann durch Personaleinschränkung an diesem Unterbau sehr viel sparen.

Nein, man stelle nun allerorten, wo es noch nicht gesehen ist, den Leiter von der Stadt aus an, unter Anhörung künstlerischer Gruppen, man billige ihm ein anständiges sicheres Einkommen zu und einen bescheidenen Anteil am Reingewinn und lasse ihm dann freie Hand, als wirtschaftete er für sich. Vor allem unterstütze man kühne Maßnahmen der Besucher-Organisation. Das Theater soll Abend für Abend voll sein — die Möglichkeit ist gegeben. Der Reingewinn wird nach Schluß des Spieljahres von der Stadt und dem Künstlererrat des Theaters auf seine Gründe hin geprüft, und wo er sich aus künstlerischer Mißwirtschaft ergeben hat, treffe man fürs nächste Jahr Vorkehrungen zur Besserung. Diese Besserung sollte vor allem in wachsender Probenanzahl bestehen. Auch ganz wohlfeile Volksvorstellungen wären anzustreben.

Das ginge alles ohne Revolution, ohne Sozialisierung. Aber man hat revolutioniert, man hat „sozialisiert“. Und was ist das Ergebnis gewesen, soweit man heute schon darüber reden kann?

Die Mitglieder haben einige Leiter verjagt, die zu vornehm waren, als daß sie versucht hätten, in den Wochen des Umsturzes den Wert der Monarchie im Theater zu verteidigen. Und der gesunde Menschenverstand sagt schon heute jedem einigermaßen vernünftigen Schauspieler, daß eine einzige und eine feste Hand über ihm sein muß, wenn einheitliche Aufführungen entstehen sollen. An dem einen Orte durften sich nun zwei Spielleiter in die Herrschaft teilen — binnen einigen Wochen oder Monaten war's mit der Herrlichkeit zu Ende; an einem andern übernahm ein Künstlerrat die Geschäfte und — lehnte etwa in geheimer Abstimmung eine notwendige und besonders tüchtige Schauspielersche Kraft ab, weil, nun ja, weil die Schauspieler eben Menschen sind; sie werden doch nicht selbst dazu beitragen, daß man sie in den Schatten stellt! Wo man sich schließlich auf einen Leiter aus dem eigenen Künstlerkreise einigte, griff man hier und da fehl und entließ ihn nach kurzer Zeit. — Als das Regiefollegium am alten Burgtheater waltete, bestand jeder der fünf Herren darauf, daß er in jeder Woche mindestens eine große Rolle spielte — darunter litt natürlich der Spielplan und litten die Schauspieler, die nicht im Kollegium saßen. Als das „Deutsche Theater“ zu Berlin im Jahre 1883 entstehen sollte, taten sich ein halbes Duzend tüchtige Männer zusammen, unter ihnen ganz starke künstlerische Persönlichkeiten; aber Eitelkeit und Spielwut zerrissen das Band sehr bald, und es blieb — der geborene Theaterdirektor Adolf L'Arronge allein zurück. Viel häßlicher endete ein Menschenalter darauf ein neues Künstler-Konsortium in Berlin, auf das die ganze deutsche Welt wie auf eine Rettung geblickt hatte.“

Die Rheinlande. XIX, 9/10. Über Leo Sternberg liest man in einem Aufsatz von Otto Doderer:

„Er leidet unter einer allzu starken Bewußtsein seiner Kunstmittel. Der Künstler inebelt den Dichter. Gerade der Lyriker am allerwenigsten darf die Schleißen seines Gefühls durch den Verstand beaufsichtigen lassen, er muß der Somnambule bleiben, das Kind, das die Sonnenstrahlen hascht. Von Buch zu Buch tauchen bei Sternberg immer wieder kleine Gellsteine auf, die die Natur selbst gedichtet hat, bei denen er nicht die Regungen zu erzwingen und alle Register zu ziehen hatte. Kleine, unscheinbare Splitter, vielleicht sogar nachlässig in der Form, nur ein Aufblick mit entzündeten Augen, ein Hineinhorchen in die Musik der Seele, nur Klang, nur Duft, nur schillernder Kristall, ein befelgendes Schwingen zwischen Himmel und Erde, irgendwo in einer plötzlichen Wallung an die Wand eines Gartenhäuschens geschrieben. Es mag sein, daß der Dichter diese Gedichte selbst wenig schätzt, weil er sich nur wenig um sie mühte. Aber da quillt sein Dichtertum am

reinsten, da fällt das Handwerkliche, das in Regeln zu Zwingende ab von der ihm urangeborenen Art, das Transzendente Wort werden zu lassen.

Ein einziges Duzend solcher Gedichte, wie sie Sternberg instinktiv und auffallend häufig in kleinen Auswahlheften aus seinem Werk zusammengestellt hat, würde genügen, die dichterische Sendung eines Menschen zu dokumentieren, auch wenn die Gesamthöhe des übrigen Wertes nicht künstlerisch sowohl wie menschlich so reif und ausgeglichen wäre wie bei Sternberg. Die Naturbildchen, plastisch, hell und frisch, sind voll jener Ehrfurcht vor den kleinen Nebenbingen, hinter der das Große überwältigend erscheint, Apergus in drei Akorden. Selten auch begegnet man in neueren Büchern Gelegenheitsgedichten von ähnlicher Mumut, wie sie z. B. Sternbergs Liebeslieder, seine Kinder-, Sinn- und Plaudergedichte haben.

Im Egozentrischen ist er am natürlichsten. Er steht da auf dem Boden seiner Heimat, in dem winkligen, domgekrönten Bischofsstädtchen an der Lahn, ein heimatverwurzelter Weltbürger, zerteilt in die wortkarge, rauhe Herbe des Westerwälders und den stolzen Frohsinn des rheinländischen Franken.“

De Eekboom. XXXVII, 19/20. Paul Wernicke erzählt aus dem Leben von Albert Schwarz, der, selbst niederdeutscher Dichter, sich um die niederdeutsche Literaturbewegung bleibende Verdienste erworben hat:

„In düsse Tid leg' in'n Norden van Berlin, an de Schönhäuser Allee, dat Wittbeerlokal van Bunken. En grote, winklige und verröferte Gasthuus, un davor, nah de Strat to, en lütten, schattigen Garten. Wenn du van de Strat ut döör den Garten in de Gasthuus rinner träden däb'st, wo di ümmer sönn nüdlichen pythischen Dunst van affahn Tobakstok un Duft van Wittbeer un Röm fründlich ümfangen däb', denn segst du to rechten Hand in de Ed, nah den Garten to, en groten runnen Disch staht, de Eetenplatt schlöwweit schüert. Un düssen Disch hadd eegentlich jeder richtige Plattbütsche as en Art Heiligdom regardieren un met heiligen Schabder betrachten müßt, denn van em is de ganze nie plattbütsche Bewägung utgahn. Hier seeten männigen Abend, bet deep in de Nacht, de Lüdtosam, de de Trüggang van un' herrlich plattbütsch Modersprach ut de Seel brennt, un de sit tolaant hadden, ehr met allen Ghit to helpen un se van den Annergang to redde. Darto hört uter Willem Bade, Hermann Jahnke un mine Wenigkeit, of Albert Schwarz un nahe Karl un August Seemann, Willem Neese un noch männigen anner bägte plattbütsche Maat. Van hier ut hebben wi plattbütsche Vereene in't Läden ropen, hier hett de Allgemeine Plattbütsche Verband sin Wörtern schlahn. Un düssen Disch hebben wir ratschlagt un uns termotbarht, wo den Eekboom, de ewig krank und quint, to helpen wär. Dat plattbütsch Leederhol is hier to stann kamen, un de schönen plattbütschen Verbandsdag' to Kiel, to Rostock un Lübed, hier hebben se ehr richtige Würdigung un deelwis of ehren riken Inhalt funnen. Twars, min hüsligh Glüd hätt dunntomal en lütten Knads wegtragen, denn min Fru kunn dat nich begripen, wat ut ehren Mann up ens för'n Ströpenbrüwer morr'n wär. Awer il heff dat driß up mi nahmen un för'n Tidläng sogar den hüslighen Graben un den runnen Altar van un' plattbütsch Bestrübungen tum Opfer bracht. Un hier an düssen Disch spält nu of dat best Deel van Albert Schwarzen sin Läden af. Tohus plagt un drißt em de Jammer üm allens, wat he hett döörmaken müßt. Tohus seet de Sorg bi em to Gast. He hadd de Schriftleitung van den „Eekboom“ övernahmen. Awer dat Inlamen was man schmall, so dat jeder anner darbi hadd verhungern müßt. Blot en so bescheiden un genügam Minisch as he künn darmet torecht kamen; awer of blot, wil he Bunken to Sid hadd. Denn bi Bunken künn een sit för söhtig Penning an gode destige Husmannskost bid satt äten. Bi Bunken gew't för twee Gröfschen en grot Glas Wittbeer met en schöne staatsche witte Huw un noch en Röm darto; un in'n Winter künn Albert dat Inbitten tohus sparen,

denn bi Bunken sünn he en schöne warme Stuw, un den Tobaksrol gew't noch baben in to; un de wär so meist so, dat een Gefahr leep, wenn he malens tidiger nah Hus woll, sinen Disknahwer über'n Hümpel to rennen. Aber markwürdig, mi schint dat so, as wenn Albert düssen Räbel grab' so nödig hatt hadd, üm sik to begeistern, as de Pythia de Wult, de ut de Eer upsteg', wenn se up ehren Dreefot satt un ehr Orakelsprüch tum besten gew; denn hier is en grot Deel van sin besten Gedichten to Welt kamen. Hier hett he ok sin herrlichen Bismarckleederungen, de in sin 'Dragknuppen' rutkamen sünd, un de jahrut, jahrin bi de grot Bismarckfier in de Philharmonie vül dusend Minschen dat Hart warm maht, un so för un' Plattbüsch nie Frünn' gewonnen hebben."

"Briefe Ferdinand Rürnbergers an Heinrich Laube I." Von Otto Erich Deutsch (Deutsche Rundschau XLVI, 1).

"Heinrich von Kleist." Von Fritz Gerathewohl (Freie Bahn 1919, 18).

"Das Räthchen von Heilbronn." Von Hermann Eßwein (Freie Bahn 1919, 18).

"Der Schweizerische Goedeke." Von Max Zolinger (Der Leserkreis VI, 12).

"Zu Friedrich Nießches fünfundsiebzigstem Geburtstag am 15. Oktober 1919" (Schluß). Von R. Stübe (Allgemeine Zeitung München CXXII, 41).

"Fritz Mauthner." Von Kurt Karl Eberlein (Die Tat XI, 7).

"Stefan Georges Stern des Bundes." Von Rudolf Pannwitz (Das junge Deutschland II, 9).

"Das Drama Alfred Nobberts." Von Richard Benz (Die Tat XI, 7).

"Der Dichter Albert Schwarz." Von H. Teut (Der Leserkreis XXXVII, 19/20).

"Hermann Burte." Von W. E. Deftering (Die Tat XI, 7).

"Hanns Johst." Von E. L. Stahl (Bühne und Volk 1919, 1).

"Goering." Von Rudolf Kasper (Das junge Deutschland II, 9).

"Hafenclever, Die Menschen." Von Friedrich Märker (Evoe I, 1).

"Dichter der Tribüne" [Toller, Hafenclever]. Von Ludwig Marcuse (Kothurn 1919, 5).

"Ein Roman aus der Gegenreformation in Steiermark" [Ludwig Wahnert] "... bis du am Boden liegst!." Von Ftd. Hochstetter (Die Wartburg XVIII, 41).

"Strindbergs 'Rameraben'." Von Ernst Leopold Stahl (Die Trese I, 3).

"Vorwort zu einem englischen Drama" [„Der Kampf um die Freiheit“]. Von Douglas Goldring [Aus dem Manuskript übertragen von Hermynia zur Mühlen] (Die neue Schaubühne I, 10).

"Das bürgerliche Theater." Von Hans Dell (Evoe I, 1).

"Republik und Theater." Von Josef Gregor (Der Merker X, 20).

"Die Theaterwissenschaft und das Theater." Von Karl Höder (Frankfurter Theaterzeitung I, 3).

"Theater und Kultur." Von Friedrich Märker (Evoe I, 1).

"Das Problem der Bühnenräte." Von Hans Rationel (Kothurn 1919, 5).

"Königtum und Theater." Von Joachim zu Putlitz (Evoe I, 1).

"Gedanken über die heitere Bühne" I. Von Paul Rohrer (Der Zuschauer I, 4).

"Das Theater der 'aufnehmend' Schaffenden." Von Ernst Rothschild (Die neue Schaubühne I, 10).

"Symbolik des Schauspiels." Von Adolf Schmidt-Volker (Bühne und Volk 1919, 1).

"Vom Geist auf der Bühne." Von Heinrich Stadelmann (Bühne und Volk 1919, 1).

"Das Theater und die Gemeinschaft." Von Karl Stord (Der Türmer XXII, 1).

"Ein Kommentar zu einem Gedicht." von Paul Ernst (Hochland XVII, 1).

"Die Arbeiterschaft und die klassische Bildung." Von Hermann Eßwein (Freie Bahn 1919, 18).

"Einiges von der komischen Pointe." Von Alois Großmann (Der Zuschauer I, 4).

"Das Glück des Schriftstellers." Von Jakob Christoph Heer (Der Schwäbische Bund I, 1).

"Expressionismus und Schönheit." Von R. S. Herke (Hochland XVII, 1).

"Verlag L. Staadmann." Von Karl Junker (Österreichische Rundschau LXI, 2).

"Verlag Staadmann." Von H. L. R. (Roseggens Heimgarten XLIV, 1).

"Dichter als Pazifisten." Von Dr. Otto Roester (Das neue Europa V, 10/11).

"Über Kritik." Von Theodor Lessing (Evoe I, 1).

"Die freie Volksbildungsarbeit im Volksstaat." Von H. Pachnide (Volksbildung XLIX, 10).

"Der erste Allgemeine Deutsche Studententag." Von Fr. A. Pinkerneil (Deutsche Akademische Zeitschrift I, 10).

"Tragödie und Christentum." Von J. Sprengler (Hochland XVII, 1).

"Aus der Jugend der Kunstgeschichtsschreibung (Der junge Goethe, Hamann, Herder)." Von Wilh. Waecholdt (Deutsche Rundschau XLVI, 1).

"Wege der Schweizerdichter." Von Hermann Weilenmann (Der Leserkreis VI, 12).

"Schauspieler und Dichter." Von Dr. Ferdinand Winkler (Das neue Europa V, 10/11).

"Am Wendepunkt des Zeitromans." Von Bertha Witt (Der Türmer XXII, 1).

"Die 'Luftigmacherei'." Von Wisso Uhl (Der Zuschauer I, 4).

"Über Schundliteratur." (Neu-Buddhistische Zeitschrift, Herbstheft 1919).

Echo des Auslands

Holländischer Brief

Vielleicht herrscht auf keinem Gebiet der Literatur mehr Freiheit als im Roman, Freiheit nach Inhalt wie nach Form, Freiheit bis zur Anarchie, d. h. bis zur Auflösung künstlerischer Gebundenheit, Einseitigkeit, Harmonie. Von dieser Bewegungsfreiheit hat auch das Ehepaar C. und M. Scharfens Anteil in der „Erzählung aus dem Florentinischen“, deren Haupttitel „Geluk hangt als een druiventros“ (Das Glück hängt wie eine Weintraube) lautet, Gebrauch gemacht. Man kann z. B. ruhig behaupten, daß die vor der Buchausgabe im zweiten Halbjahr des „Gids“ (1918) erschienene Erzählung ganz gut sich noch einige Monate hätte fortsetzen können. Denn sie hört im Dezemberheft wohl auf, aber ein Abschluß ist nicht da. Man fragt denn auch unwillkürlich, ob eine spätere Fortsetzung beabsichtigt sei. Es hängen da noch so mancherlei Fäden, an die anzuknüpfen wäre. Aber wie dem auch sei, auch in der jetzt vorliegenden fragmentarisch anmutenden Gestalt bieten die Scharfens ein Spezien reizvoller Erzählungskunst, über das man sich nur

freuen kann. Die herrliche, aber auch mitunter schlimme italienische Natur, die Landschaft und das Landleben in der Arnogegend bei Florenz auf dem olivenbestandenen Alberino und an der Fähre von Rozzano, und inmitten dieser Herrlichkeit und dieses oft mühevollen Treibens die adlige, bedenklich heruntergekommene Familie Saffetti, der genuesische Wucherer Angelo Grassi, die Bauernfamilie Rosai, um nicht mehr zu nennen, alles das wird mit einer fesselnden Intimität geschildert und dargestellt, daß man darüber den etwas lockeren Aufbau fast vergessen könnte. In ausführlicher Würdigung spendet Robbers in „Elseviers Maandschrift“ (Mai) viel Lob mit wenig Tadel untermischt; während Johan de Meester in kürzerer Fassung in „De Gids“ (Februar) nur Worte der Anerkennung für die meisterhafte Plauderkunst findet.

Frau M. Scharfen-Antink veröffentlichte im vorigen Jahre die Novelle „Angelina's Huwelijk“ (Angelinas Ehe), die ebenfalls in Italien spielt. Robbers rühmt in der Besprechung dieses Buches („Elseviers Maandschrift“, Februar) das hervorragende Erzählertalent der Verfasserin, kann aber kaum glauben, daß die italienischen Figuren der Wirklichkeit abgesehen seien. Sie scheinen ihm etwas sentimental-romantisch; und insofern stehe diese Novelle gegen das bereits vor zwanzig Jahren erschienene Romanfragment „Catharina“ zurück.

P. H. van Moerkerken ist im Begriff, die Zahl der Romanzyklen durch eine zusammenhängende Reihe von sieben oder acht historischen Romanen zu vermehren. Ihr gemeinsamer Titel lautet „De Gedachte der Tijden“ (Der Gedante der Zeiten). Dogmatik, Didaktik und Tendenz sollen diesen Erzählungen, die vom ausgehenden Mittelalter bis in unsere Tage fortgeführt werden, fernbleiben. Robbers begrüßt in „Elseviers Maandschrift“ (April) diesen Zyklusplan mit Beifall; und um so freudiger, da er in dem ersten Roman dieser Reihe, „Het nieuwe Jerusalem“ der die bewegten Zeiten der niederländischen Wiedertäufer (1534 und 1535) schildert, van Moerkerkens Romantik und seine Satire zum erstenmal in harmonischer Vereinigung antreffe. — Der zweite Band „De Verwilderling“ bringt den Kampf mit Spanien in den Jahren 1572 und 1573 zur Darstellung, den Kampf also für politische und religiöse Freiheit. Als Symbol der überwundenen mittelalterlichen Unfreiheit wie der untergehenden damaligen Kultur überhaupt dient dem Verfasser der Untergang der berühmten Egmonter Abtei. Leider hält dieser Band nicht ganz, was der erste verspricht.

Das Urteil über die neuen Dramen der abgelaufenen Spielzeit kann kurz sein: Wenig und nichts Hervorragendes. Anfang Mai gab „Het Hofstad-Tooneel“ (Residenztheater) Mr. C. P. van Rossens vieraktiges Schauspiel „Het engagement van Ghislaine“ (Ghislaines Verlobung), dessen übergeschätzte technische Qualitäten die innere Leere nicht zu verdecken vermögen. — Zum bessern gehörte das dreiaktige Schauspiel „Levensstroomingen“ (Lebensströmungen) der Frau Josine Simons-Mees, das im Februar ebenfalls im „Residenztheater“ aufgeführt wurde. Es behandelt den Konflikt zwischen Eltern und ihren beiden Kindern, die jedes für sich in eine ganz andere geistige „Lebensströmung“ hineingeraten sind, als es die war, in der sie von Haus aus gelebt haben; ein echt modernes Thema also. Diesem Konflikt erwächst für alle eine innere Tragik, namentlich für den Vater, der den „Lebensströmungen“ seiner Kinder weniger Verständnis entgegenbringt als die Mutter, die er deswegen in tiefer Herzensangst ebenfalls zu verlieren fürchtet. Als Trost bleibt ihm aber zuletzt doch noch das wehmütige Glück, der Besitz seiner geliebten Frau.

Hinsichtlich ihrer Qualität nehmen zwischen diesen beiden Schauspielen folgende Stüde ihren angemessenen Platz ein: „Amor op 't dak“ (Amor auf dem Dache), ein dreiaktiges Schauspiel von Dr. Jan van Epen, das im November das „Residenztheater“ zum erstenmal spielte. Thema: die homöopathische Heilung einer etwas defekten Ehe, indem der ältere Gatte der Liebelei seiner jungen

Frau eher Vorschub leistet als Hindernisse entgegenstellt. Gerade diese Freiheit zerstört die Illusion der verbotenen Frucht; und reumütig lehrt das verrückte Fräulein zu ihrem überlegenen Manne zurück. — „De wijze Kater“ von Heyermans, ein „bösaartiges Märchen“ in drei Aufzügen, das am 22. Oktober Heyermans' Gesellschaft „Tooneelvereniging“ in Amsterdam zum erstenmal aufführte. Es ist eine etwas krause Satire auf die menschliche Unatur, das Tierische im Menschen im Gegensatz zum Menschlichen im Tiere. — „De Bokkenrijder of het Skelet“ in vier Aufzügen von Frederik van Eeden, das die neue Troupe „Het Hollandsch Tooneel“ (Direktor Louis de Bries) Anfang März in Amsterdam gab. Ein Räuberstück, das in Limburg spielt, mit kaum verhüllter Pointe gegen das Deutschland des Weltkrieges. — Endlich „De vergulde Krakeling“ (Die vergoldete Brezel, Kriegsgewinnler-Lustspiel in fünf Aufzügen von C. S. Adama van Schellema, das von Rongaards' Troupe „Tooneel“ im September zuerst gegeben wurde. Die Tendenz des Stüdes liegt auf der Hand. Der seine Lyriker Schellema hat mit diesem dramatischen Versuch ein ihm ganz ungeeignetes Gebiet betreten.

Merkwürdigerweise haben im letzten Spieljahr nicht einheimische, sondern deutsche Erzeugnisse dramatischer Kunst einen durchschlagenden Erfolg gehabt; nämlich Goethes „Faust I“ bei Rongaards' „Tooneel“ und Wedekinds „Frühlings Erwachen“ („Lente“) beim „Residenztheater“.

Daß ein Schauspieler und Bühnenleiter als solcher das Ehrenbürgerdiplom erwerben könne, gehört seit dem 26. März, da die Universität Utrecht es Rongaards erteilte, nicht länger zu den Unmöglichkeiten innerhalb unserer Landesgrenzen. — Und noch ein anderes Novum sei hier erwähnt: Unsere Regierung will künftig die dramatische Kunst nicht länger als verstoßenes Aschenbrödel behandeln. Der Minister des neugeschaffenen Departements des Unterrichts, der Künste und der Wissenschaften hat am 24. März einer eigens dazu am 19. März ernannten Kommission die Frage zur Begutachtung vorgelegt, unter welchen Bedingungen die dr. attische Kunst Unterstützung aus der Staatskasse beanspruchen dürfe. Und bereits Anfang September hat diese Kommission den ersten Teil ihrer Aufgabe erledigt und ihr Gutachten der Königin unterbreitet. Die prinzipielle Frage, ob und unter welchen Bedingungen diese Unterstützung stattfinden solle, hat sie dahin beantwortet, daß diese Kunst ein Anrecht auf finanziellen Beistand erheben dürfe, wenn die Bühnenaufführungen weder gegen die Staatsordnung, noch gegen die Sitten, noch auch gegen die Religion verstoßen. Nur das Kommissionsmitglied Herman Heyermans will diese auf Welt- und Lebensanschauung sich gründenden Bedingungen, die der Kunst verhängnisvoll werden können — wie die Erfahrung zu Zeiten den Bühnendichter und Bühnenleiter Heyermans gelehrt haben mag — nicht gelten lassen, sondern befürwortet nur Bedingungen sozialökonomischer Art.

In „De Beweging“ (August bis November 1918) bringt Albert Berwen eine Studie über einen unserer frühesten Renaissance-dichter, Hendrik Laurensz Spiegelghel. In einem Band vereint, der diesen Dichternamen als Titel führt, sind die vier ausregenden Artikel seitdem jedem zugänglich. Eingestandenermäßen würdigt hier ein Dichter, kein Gelehrter, einen Dichter und Denker, der bisher in der Literaturgeschichte nicht den Rang einnehme, der ihm, seiner Ansicht nach, gebühre. Eine „Rettung“ etwa in leistungsem Sinne in Berwens Abhandlung indes nicht. Und sie konnte es auch nicht werden, weil Spiegelghel in unseren Literaturgeschichten wohl nicht allzu tief unter seinem Verdienst stehen dürfte; s. z. B. Brinsens „Handbuch“, S. 243/7 (vgl. XXIX, 1527). Dem mag aber sein, wie ihm wolle, Berwens scharfes Dichterauge hat fraglos manches Bedeutungs- und Wertvolle in der Persönlichkeit wie in den Werken des Humanisten Spiegelghel herausgefunden. Mag Spiegelghel als Renaissance-dichter ein „Führer“ gewesen sein, von dem Renaissance-dichter dürfte Berwen das schwerlich erwiesen haben. Die eingehende

Analysé des „Hart-Spiegel“ — Spiegels Hauptdichtung, ein didaktisches Epos in sieben Gesängen — wird manchem Leser, dem des Dichters puristischer-geordneter Sprache nicht liegt, besonders willkommen sein. J. Koopmans zeigt referierend mit leiser Kritik Verweys Buch in „de Beweging“ (September) an; während J. A. N. Kuittel in „De Gids“ (August) mit tiefer beherbergender, wenn auch nur andeutender Kritik Verwey nicht nur als Dichter, sondern auch als Literaturhistoriker ins Auge faßt.

Im Maiheft der „Beweging“ veröffentlicht Verwey eine flott geschriebene Würdigung der lieblichen Tesselschade († Juni 1649), die mit ihren Gedichten, deren nur wenige erhalten sind, so trefflich in der männlichen Gesellschaft des „Wuider Kreises“ sich zu behaupten wußte, was Gelegenheitsgedichte und Briefe der Mitglieder dieses Kreises — Hooft, Vondel, Huygens, Barlaeus — zur Genüge bestätigen.

Verwey und ausführlicher Victor E. van Briesland widmen dem am 8. Juli verstorbenen, fast siebenundfünfzigjährigen Gelehrten und Dichter Dr. Johan Andreas Der Wouw, der an seinem Lebensabend unter dem brahmanischen Dichternamen Adwaita (Zweifellos) u. a. in „De Beweging“ bemerkenswerte Dichtungen veröffentlichte, einen warmen Nachruf.

Gottfried Kellers hundertster Geburtstag ist bei uns nicht unbeachtet vorübergegangen. In „De Nieuwe Gids“ (Mai) hat Dr. Nelly Geerts und in „De Gids“ (Juli) Jan Romein dem Deutschschweizer ein wohlgemeintes Gedächtnismal gesetzt. Beide schöpfen dabei aus bekannten Quellen, ohne Neues zu bieten. Aber diese Aufsätze sollen ja auch nur einen größeren Leserkreis auf Keller aufmerksam machen. Denn ein bekannter Dichter ist Meister Gottfried in Holland nicht. Ihm neue Freunde und Verehrer zu werben, ist der ausgesprochene Zweck des ersten Artikels, den Reiz der kellerischen Schriften zu erklären, wird im zweiten Artikel versucht. Fräulein Dr. Geerts legt einen literaturhistorischen Aufsatz vor; dagegen beschränkt Romein sich mehr auf eine Charakteristik der dichterischen Eigenart Kellers; Biographisches geben beide.

Zwolle

J. G. Taten

Französischer Brief

Der „Mercure de France“ hat kürzlich einen neuen Verlagskatalog herausgegeben, in dem zum ersten Male nach deutschem Muster die Auflagen der verschiedenen Verlagswerke angegeben worden sind. Mit Interesse bemerkt man, daß alle Romane Remy de Gourmonts zwischen fünf und zwölf Auflagen erlebt haben. Der Haseurroman von Francis James hat es bis auf fünfzehn Auflagen gebracht, André Gides „Immoraliste“ auf die gleiche Höhe und die „Porte étroite“ auf sechzehn. Henri de Régniers Romane bewegen sich zwischen zehn und neunzehn Auflagen; Albert Samains „Contes“ erreichten die neunundzwanzigste Auflage. Unter den ausländischen Autoren übertrifft das Dschungelbuch von Kipling mit zweiundneunzig Auflagen alle anderen. Das zweite Dschungelbuch hat die neunundsechzigste Auflage erreicht. Unter den Dichtern steht Albert Samain mit vierundachtzig Auflagen („Au jardin de l'infante“), zweiundsiebzig Auflagen („Le Chariot d'or“), zweiundsiebzig Auflagen („Aux Flancs du Vase“), an der Spitze. Es folgt Emile Verhaeren: „Les ailes rouges de la guerre“ stehen in der neunundzwanzigsten Auflage; seine übrigen Gedichtbände erreichten neun bis fünfzehn Auflagen. Henri de Régniers Versbücher verkauften sich in acht bis vierzehn Auflagen. Es folgen Jean Moréas, Francis James, Paul Fort, Charles Guérin, Laurent Tailhade, die zwischen vier und acht Auflagen erlebten. Im Theater stehen Paul Claudel, Albert Samain, Jules Romains und Emile Verhaeren an erster Stelle. Die literaturhistorischen und kritischen Schriften von André Gide, Paul Claudel, Remy de Gourmont und Oscar Wilde haben mehrere Auflagen erlebt. Duhamels

„Vie des martyrs“ und „Civilisation 1914–1917“ stehen in der sechsunddreißigsten Auflage und seine „Possession du monde“ in der dreißigsten Auflage. Diese Erfolge der Verlagswerke des „Mercure de France“ datieren ungefähr vom Jahre 1912. Der erste erfolgreiche Autor des Hauses war Kipling. Die Deutschen haben nicht wenig zum Absatz der Bücher beigetragen. Manche Deutsche, wie Erna Grautoff in ihrem Buche „Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich“ und Stefan Zweig in seiner im „Mercure de France“ erschienenen Verhaeren-Biographie (dritte Auflage), haben die jüngeren Autoren Frankreichs in Deutschland bekannt gemacht und ihnen Absatz erschlossen. Vielleicht wird der Verlag es mit der Zeit doch recht unangenehm empfinden, daß dieser Absatz durch die Valuta ins Stoden gerät, denn nur wenige Deutsche werden heute noch einen 3,50-Francs-Band mit 45–50 Mark bezahlen können.

Der Dichter Emile Blémont kündigt einen neuen Band Kriegsgedichte unter dem Titel „La grande patrie“ an. — Von Pierre Loti wird demnächst ein neues Buch „Première jeunesse, souvenirs d'enfance“ erscheinen, das zuerst in der „Revue des deux mondes“ zum Abdruck gelangte. — In einer Broschüre über Stenhal von Gabriel Faure ist ein neues Porträt des Verfassers der „Chartreuse de Parma“ wiedergegeben, das Louis Ducis 1835 gemalt hat.

Am 25. Oktober fand die große Jahrestagung der fünf französischen Akademien statt, auf der Emile Boutroux eine programmatische Rede für die Zukunft der französischen Kulturpropaganda hielt. Er sagte, die Menschheit könne den Krieg überwinden, wie schon Voltaire es gewollt habe, wenn sie lerne, ihre Bosheiten und ihre Verdrüßlichkeiten zu überwinden. Boutroux wandte sich auch gegen den Klassenkampf und forderte einen maßvollen Individualismus. Allein das Individuum müsse sich seiner Rasse bewußt bleiben und sich in den Boden eines tiefen vaterländischen Gefühls verankern. — In „Temps“ vom 26. 10. stellt Ernest Lavisse fest, daß die Unterrichtsklassen in deutscher Sprache und Literatur in allen Gymnasien verwaist seien, seitdem das Deutsche als obligatorisches Unterrichtsfach ausgeschaltet worden sei, Lavisse sieht darin eine große Gefahr. Um der deutschen Gefahr auch im Frieden wirksam entgegenzutreten zu können, sei die Kenntnis der deutschen Sprache unbedingt erforderlich. Die Franzosen sollten nicht vergessen, daß die deutschen Seminare und Institute ihre Arbeiten fortsetzten. Diese Arbeit zu leugnen, sei eine große Torheit.

Mitte Oktober ist in Paris ein „congrès des intellectuels du monde entier organisé sous les auspices de l'union académique des recherches et des publications“ eröffnet worden, zu dem alle Länder außer Deutschland und Österreich eingeladen worden sind. Die Ablehnung der schwedischen Akademie, an einer Tagung teilzunehmen, von der die Deutschen ausgeschlossen sind, wird so gedeutet, daß die Schweden Sven Hedin als Vertreter senden wollten. Die Franzosen aber hätten abgelehnt, ihn als Vertreter Schwedens zu empfangen. — Die „Humanité“ vom 27. 10. bracht einen Aufruf von hundert spanischen Gelehrten und Künstlern ab, die sich dem rollandschen Aufruf zur Unabhängigkeit der Geister anschließen. — Victor Cyril veröffentlicht einen offenen Brief in versöhnlichem Tone und zu gemeinsamer Arbeit an Rurt Hiller in „Humanité“ vom 15. 10. — „Figaro“ vom 24. 10. meldet, daß in Fribourg eine „École de formation religieuse“ errichtet worden sei, die die katholischen Gedanken propagieren soll. — Von Emile Verhaeren ist soeben ein nachgelassenes Werk, „Paysages disparus“ erschienen, das Luigini, mit Radierungen illustriert, im Verlage von E. F. d'Alignan in Paris, 61 Avenue Victor Hugo, herausgegeben hat. — Der Verlag Honoré Champion in Paris bereitet einige interessante literaturhistorische Werke vor. Von de Mandre „La Généalogie de la famille de Musset“, von Léonce Pingaud, „La jeunesse de Charles Nodier“, von Marquis de Roux, „Pascal en Poitou et les Poitevins dans les lettres provinciales“.

Von dem während des Krieges verstorbenen Philosophen Victor Delbos ist ein nachgelassenes Werk über die französische Philosophie erschienen, das eine Sammlung seiner Vorlesungen an der Sorbonne enthält. Maurice Blondel hat dem Buche ein kurzes Vorwort vorangestellt. — In der Comédie française wurde am 24. 10. zum ersten Male „Intérieur“ von Maurice Maeterlinck aufgeführt. — Jean Pellerin hat im Verlage Albin Michel eine Ironisierung zeitgenössischer Dichter herausgegeben, in der sich u. a. auch Stilperisflagen von Barrès, Claudel und Paul Fort finden.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der Taifun. Roman. Von Hermann Essig. Leipzig, Kurt Wolff. 387 S. M. 5,— (7,50).

Es ist bedauerlich, daß der begabte Hermann Essig nichts Erfreulicheres hinterlassen hat, als diesen Roman, hinter dessen Titel „Der Taifun“ man sehr schnell die Welt einer ähnlich be- en berliner Kunstgruppe findet. Gewiß, man wird diese Werk neben Bierbaums „Prinz Rudolf“ und Heinrich Manns „Untertan“ später in die Dokumentensammlung stellen; ist aber mit einem Dokument für die Kunst eigentlich viel getan? Oder zuletzt nichts? Hätte Essig nicht einen allzu frühen Tod gefunden, ich bin sicher, er würde sein Bestes noch gegeben haben, und zwar in Anknüpfung an die bei ihm vorhandenen Ansätze zum Märchen, zur Überwirklichkeit.

Nicht zu leugnen, daß der „Taifun“ spannend geschrieben ist, daß er bis zur letzten Seite festhält, aber leider in einer keineswegs freudigen Sensation. Nachend sagt Essig die Wahrheit, aber diese Wahrheit ist so traurig, daß man schließlich darüber weinen möchte. Die ganze Tiefe großstädtischer Deladen wird mit lotendem Blei ausgemessen, und das einzig Erfreuliche ist, daß Essig selbst denn doch nicht in dieser Schlammflut ertrinkt. Aber wenn man etwa diese stürmische Boheme mit derjenigen Murgers vergleicht, dann vermißt man doch eine Harmlosigkeit, die das Antibürgerliche allein erträglich macht. Im „Taifun“ braucht eine Welt, deren möglichst beschleunigter Untergang wir wünschen müssen, der Hauch einer geistigen Hochtaperei weht uns an, daß wir uns mit Ekel abwenden. Ob schließlich die in der Schlüssel-erzählung nur sehr durchscheinend verborgene gegenwärtige Wirklichkeit genau so aussieht, wie Essig sie gibt, siehe dahin; vielleicht zeigt etwelche Übertreibung das Bild dessen, was morgen sein wird, neben dem, was gestern war und heute ist. Jedenfalls wühlte ich kein Buch, das so tief in den Sumpf der intellektuellen Schichten hineinwatet, wie dieses, keines, das so sehr den Menschen in seinem Verschlossenwerden statt in seiner Tat und Kunsttat zeigt, wie dieses. In sexueller Beziehung nun gar überbietet es jeden Aufklärungsfilm, indem es die ganze Skala der Perversitäten abwandelt, ohne daß man sagen könnte, das Laster sei reizend gemalt. Ich glaube, es wird hier weder der Muder noch der Lebemann befriedigt, und der Gesunde wendet sich ab.

Am erfreulichsten ist das Buch noch da, wo es die Bauernfängerei der Kunstbetriebsamen in Berlin erhellt. Hier ist echte Satire, die herzhafte Lachen macht. Bilderrahmen, mit weißen Leinwänden gefüllt, reihen als Polar-landschaften den Bildungspöbel zur Verzückung hin, bis der Händler, noch genialer als lebende Werzkünstler, sich begnügt, die Rahmen leer aufzuhängen, und auch damit erregt er geilen Snob zur Siedehitze der Kunstbegeisterung. Begriffsverwirrung geht fachte in Gehirnverweichung über.

Aber hier hat man das Gefühl, Essig stehe ganz kühl dabei und führe diesen Zirkus des Wahnsinns nur vor, um uns zu sagen, wo wir stehen, nicht aber aus Freude an dessen Vorhandensein.

Unrecht tut man entschieden, wenn man behauptet, die Satire Essigs treffe das deutsche Bürgertum in seiner Gesamtheit. Die Bourgeoisie ist nicht überall so verkauft wie an manchen Stellen. Aber diese Stellen zu leugnen, wäre töricht. Und mancher gutgläubige Tropf wird vielleicht um eine Illusion ärmer, wird um eine Mänae vorsichtiger gegenüber neuen Kunstprogrammen, wenn ihm hier vieles, was er für elementaren Ausbruch gepeinigter Seele nahm, als Nepperei und kühles Experiment gewissenlosen Geschäftsgeistes offenbart wird.

Caputh (Havel)

Rudolf Paulsen

Das Hans Molitor. Roman. Von Ludwig Biro. Berlin-Wien, Ullstein & Co. 411 S. M. 5,—.

Auch in dem galizianischen Roman Biros, „Hotel Stadt Lemberg“, war die tiefste und letzte Steigerung innerer Erlebnisse an den gewaltsamen Tod eines Menschen geknüpft. Aber die Schauer, die hier minutenlang aufquollen, unklar zur Oberfläche drängten, waren von taghellen Begebenheiten überflutet, mit der derben Gegenständlichkeit des Buches hinlänglich belastet. Das neue Werk des interessanten Schriftstellers bringt grobenteils nur den Schatten der Dinge auf die Szene. Spiegelbilder unheimlich abstrakter Vorgänge, lautlose Exkursionen mißgestalteter Begriffe werden in diesem „Hause Molitor“ lebendig, schleichen des Nachts über teppichbelegte Treppen, drehen in halbdunklen Korridoren die Lampen aus. Leiden-lahme Gedanken tasten mutlos an den verschlossenen Türen des Bewußtseins. Schal, wie an der Luft ertasteter Spiegel, sidert der Mord aus den Fugen der Handlung. Man muß es den Absichten des Dichters zugute halten, daß er mit viel Kunst eine Atmosphäre zu schaffen bemüht war, deren dauernde Einwirkung nicht befriedigt. Aber der neue, dem Expressionismus verwandte Stil, mit dem Biro sein Thema behandelt, ist als reines Guthaben zu buchen. Schon der Beginn des ersten Abschnitts, wo der greise Arpad ganz allein auf dem Billardtisch die Rarambolpartie meistert, die Anton und Oliver, zwei fiktive Gegner, seit Jahren gegeneinander ausfechten, ist ein gespenstischer Auftakt mit starken Akzenten. Der martialische Hanswurf, Rittmeister Voplopy, Hysteriker, Hagarbeur und Schnorrer. Spürt geisthaft abjur durch die Kapitel. Immerhin find wir erfreut, daß das Buch schließlich doch nur zur Detektiv-schablone umschwenkt und „Der Mord in der Synagoge“ die Hyperbeln neuropathischer Irrgänge ablöst. Auch nach Abzug dieses negativen Poßens bleibt als Restbestand aus dem Roman Biros genug davon, was die Liebesvision am Ende als programmatischer Ausklang andeutet: „Aber in ihre Umarmung Klang etwas von der Unendlichkeit hinein.“

Prag

Paul Leppin

Die Drogerie zum goldenen Stern. Roman. Von Ottomar Enting. Berlin, Ullstein & Co. 253 S. M. 1,80.

Ein Roman von Ottomar Enting. Also ein Kleinstadt-roman. Gilt doch Enting seit langem als der berufene Schilderer des Volkslebens in unseren norddeutschen Kleinstädten. Liegt es am Milieu, daß seit Jahren bei diesem ein so verheißungsvoller Erzähler kein Aufstieg und Fortschritt mehr zu spüren ist? Man muß schon zu den Romanen „P. C. Behm“, „Rantor Liebe“ und einigen andern greifen, wenn man ihn richtig einschätzen will, denn in diesen Büchern zeigt sich seine Eigenart am erfreulichsten, in ihnen offenbart sich in der Charakterzeichnung, der klaren Milieuschilderung, der knappen, plastischen Darstellungsart, nicht zuletzt in dem an Raabe erinnernden köstlichen Humor ein Dichter voll Tiefe und Kraft. Wer aber den Versuch machen sollte, über den letzten Roman „Die Drogerie zum goldenen Stern“ hin-

über den Weg zu Enting zu finden, wird ihn gleich wieder aufgeben und das Buch gelangweilt in die Ecke werfen. Es ist bedauerlich, daß ein Dichter, der tatsächlich etwas kann, ein solch wertloses Buch auf den Markt bringt. Die Fabel genügt allenfalls für eine kleine Erzählung und ist dadurch, daß sie in die Länge und Breite gezogen wird, weder glaubwürdiger noch interessanter geworden. Der Schluß mutet geradezu wie ein Traktat oder wie der Ausgang einer frommen Erbauungsschrift irgendeiner Missionsgesellschaft an. Will Ottomar Enting seinen künstlerischen Ruf nicht untergraben, so muß er solche Geschichten ungeschrieben oder zum mindesten ungedruckt lassen.

Kiel Wilhelm Vossien

Sachende Liebe. Roman. Von Emil Hadina. Ein Buch von Frauen und Heimweh. Leipzig 1919, L. Stadmann. 236 S. M. 5,— (7,—).

Wienerwald und Palmbblätterfrömmigkeit. Heißes Blut: eitel! Sünde. Aber dafür ist die Ruhe gut. Und es wird in diesem Buch viel gebüht. Ein Oberlehrer — wie sollte der nicht der berufene Sucher nach Gutem und Edlem sein, traktiert er doch im Aufsatze: Edel sei der Mensch, hilfsreich und gut! — ein Oberlehrer, sag ich, löst ein schlafendes Frauenherz und büßt in Entsagung und Einsamkeit den Rausch eines Sommermondes; hebt ein zartes, junges Freudenmädchen, dem er in warmer Nacht — o schnödes Menschlein! — erlegen, in die Sittsamkeit einer barmherzigen Schwester und holt sich endlich aus segentriefendem Pfarrhaus sein Lieb. Muß es bei diesem Edelstinn noch gesagt werden, daß er dem herrlich sieghaften Freund eine seine Frauenseele zuführt, der er zuvor der Weder war? Oh, diese Menschen sind so trefflich; sie treiben das Böse mit einem Glanz ihres Herzens ins höllische Dunkel, ersäufen es im Öl ihres Gefühls. Ja, der das Buch schrieb, ist ein Dichter: „O Maienmitte, erste Erfüllung unruhvoller Nächte und tragender Sehnsucht nach dem Weisbrauch junger Birkenkrone und neuenthüllter nackter Mädchenarme!“ Das ist poetisch. Wunder's euch, daß der Dichter vom „Jännerwunder“ spricht? Fühlt ihr nicht, wie platt und unteutsch das Januarwunder klingt?

Düsseldorf H. W. Reim

Der weiße Adler. Roman. Von Richard Stowronnel. Berlin und Wien, Ullstein & Co. 435 S. M. 6,—.

Stowronnel ist einer unserer besten Erzähler. Seine unbekümmerte Art in kurzweilig bewegten Romanen Zeitbilder von überraschendem Ahnungsreichtum zu gestalten, ist uns von seinen „Sturmzeichen“ her in gutem Gedächtnis. Der entschlossene Griff, mit dem seine Kompositionen gefaßt sind, sein Ernst, seine Selbstsicherheit, beanspruchen durchwegs in irgendeiner Weise den Beinamen Weisheit. „Der weiße Adler“, im Sommer 1918 beendet, schildert bedrohliche Tage im polnisch-preussischen Grenzland. Unrast, verhängnisvoller Widerstreit, triebhaftes Fieber geben den Kapiteln des Buches einen besonders gefärbten Reiz, dem durch die Gründlichkeit der Zeichnung keineswegs Abbruch getan wird. Der Regierungsassessor Freiherr von Dolinga-Dolinowski, dem Drang und Überschwang des fremden Blutes gefährlich werden, ist ein Romanheld im trefflichen Sinne, der mit der Tragik verwachsen ist, die er erleidet. Nicht alle Figuren sind mit demselben Gleichmaß in ein glückliches Licht gestellt; bei manchen tritt allzu deutlich die Regie in Sicht, die um die Situation bemüht ist. Aber die Auswirkung eines Willens, der ausschließlich dem Stoff zuliebe am Werke ist, macht das ostpreussische Romanbuch Stowronnells zum bemerkenswerten Beispiel für die Ertüchtigung einer Kunst, die vormals allzu sorglos im Gewässer der schönen Velletristik segelte.

Prag

Paul Leppin

Holger Korreland. Von Hans Gustav Wagner. Die Komödie eines Überflüssigen. Stuttgart-Berlin 1919, J. C. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 215 S. M. 4,—. Dieses Buch, 1916/17 geschrieben, ist eine Anklage, die ungehört blieb, weil die Zensur sein Erscheinen ver-

hinderte. Es steht in derselben Reihe mit manchen anderen, von denen Barbusse und Laikto heute die Gelesenen sind. Aber es kommt keineswegs verspätet und ist durch die Ereignisse deshalb nicht überholt, weil es nicht in den Außerlichkeiten kriegerischen Geschehens haften bleibt, sondern darüber hinaus die Tragödie der menschlichen Gesellschaft an einem Sonderfall aufzeigt. Noch einmal erwacht in Holger Korreland, der den Kampf um den Inhalt des Lebens aufgegeben hat, der Glaube an dieses Leben. Aber er ist verankert in den Hoffnungen, die er auf einen einzigen Menschen setzt, den ihm der Krieg raubt. Damit vollendet sich sein eigenes Schicksal. Gerade in dem Augenblick, da er, der sich selbst außerhalb allen Anteils am Leben gestellt hatte, bewußt in die Verletzung alles Lebendigen hineintreten wollte. Nur insofern rechtfertigt sich der Untertitel „Komödie eines Überflüssigen“, als Holger Korreland den Verhältnissen sich zum Opfer bringt, ohne die Kraft zu besitzen, die Dinge und sich selbst zu zwingen. Er krankt an den Verhältnissen —, uns aber tun Menschen not, an denen die Verhältnisse gesunden. Wir müssen den kleinbürgerlichen Pessimismus abtun und jene Weltfreudigkeit zu gewinnen trachten, deren Tragik erhebend wirkt. Was hilft eine Anklage wie Holger Korreland, die nicht einmal durch ihre Leidenschaftlichkeit hinaufreißt — oder doch vernichtet? Das Buch ist nicht aufwühlend —, nicht anklagend genug, um die Menschheit vor Gericht zu fordern, wie es der Verfasser gern möchte. Gewiß, er hat Gedanken, die „zum inneren Besinnen sprechen“ können, seine Stimmungen schwingen durch seine Ausführungen —, aber wer als Staatsanwalt der Menschheit gegenübertritt, muß vernichten und aufbauen.

Köln

Paul Bourfeind

De wunnerbore Regenschirm. Plattdeutsche Märken. Von Oskar Ortlepp. Quidborn-Böder. Bd. 21. Rutgewen von den Verein Quidborn in Hamborg. In'n Quidborn-Verlag to Hamborg. 58 S. M. 1,—.

Oskar Ortlepp ist ein neuer Name im niederdeutschen Schrifttum. Man wird ihn aber nicht wieder vergessen, wenn man dies Buch gelesen hat. Was Ortlepp hier bringt, trägt nicht nur den Titel „plattdeutsche Märchen“, es ist wirklich plattdeutsch und wirklich Märchen. Daß das Märchen niederdeutschem Geist nicht fremd ist, wissen wir ja. Das Märchen vom „Fischer und seiner Frau“ gehört zu den Perlen in Grimms Märchenammlung. Und wer Wiffers stattliche Sammlung plattdeutscher Volksmärchen noch nicht kennt, der tut gut, sich baldigst mit ihr bekannt zu machen. Aber es schien so, als ob in der Neuzeit die Kunst der Märchendichtung an der Wasserrante ausgestorben sei. Nun zeigt uns Ortlepp, daß das nicht der Fall ist. Seine sechs in vollstündlicher Breite und mit gelegentlichem behaglichen Schmüngeln erzählten Märchen sind vollgewichtig. Es ist der rechte niederdeutsche Geist in ihnen, der sich nicht nur in der echten Sprache bekundet, sondern auch in der Phantasie der Erfindung, der Anschaulichkeit des Vortrags und dem Humor der Anschauung. Wie jedes echte Märchen, haben auch diese sechs ihre wunderbaren Voraussetzungen, aber aus diesen heraus ist alles weitere folgerichtig und zwingend entwickelt. Ein neuer Mann, eine neue Kraft.

Hamburg

Carl Müller-Rastatt

Die rote Rose. Ein Novellenbuch von Per Hallström. Deutsch von Marie Franzos. Leipzig 1919, Insel-Verlag. 270 S. M. 4,— (6,50).

Die erste Novelle dieses ungemein kultivierten Buches ist eigentlich ein Roman. Dreiviertel dieses Romans sind im knappsten Auszug gegeben, und dann wird uns das letzte Viertel eingegeben erzählt: der durchaus kühl bewußte, weil in Charakter, Erziehung, Bildung, Umgebung längst angelegte, vorbestimmte Fall der Frau, ihre zerstörte kurze Existenz darauf und der erlösende Schuß. Es ist eine Geschichte zwischen ganz modernen Menschen, unse-

Fleisch und Blut, unsere Seele, durch gestern und heute gegangen und vom morgen geängstet, liegt da unter Messer und Mikroskop, Röntgenstrahl und Psychoanalyse, und es ist fast grausam — es schmerzt den Leser —, wie Hallström erbarmungslos, sein spöttisch unser Geheimnis aufdeckt. Das ist allerneueste Literatur, die Schreibkunst unseres Jahres — und wie schön! Dieser Dichter bekommt das alles fertig mit der lieben guten alten Sprache, er kommt aus mit Grammatik und Artikeln, er kann das Neue in schulmäßig gebauten Sätzen sagen. Glücklicher, großer Hallström, fernab den verwirrten Städten des Hirns, du Mann, dem die Tinte nicht das Herz aufgefressen hat! — Die anderen sechs Novellen wandeln das Menschliche ab vom Mystischen bis zum gemein Wirklichen, vom Kleinbürgerlichen der schwedischen Provinz bis zum phantastisch Grotesken der Neuen Welt, wo ein Weißer seine Geliebte einem Neger verkauft. Hier ist Hallström scharfgeistig, spitzfindig, dort weichfühlend, romantisch; hier ironisch, vielleicht beißend, da blumenzart, streichelnd. Und immer klug, sehr bewußt: seines Könnens, der Mitmenschenseele, der großen und der kleinen Welt. Sehr kultiviert. Man sieht fast die schöne große weiße Hand, mit der er edles Papier beschreibt. Ein Mann, der im Gesellschaftsang am Tische schreibt. Man kommt, wenn man sich zu Hallström begibt, nie in Hemdsärmelgesellschaft, nie in Tabakbunst und schlechte Luft, wie bei so vielen anderen Schriftstellern, aus deren Büchern die schlechte Atmosphäre ihres Arbeitsraumes quillt, deren Perioden man anfühlt, daß ihr Schöpfer nicht rastet war. Nein, Per Hallström bleibt sauber, noch wenn er ins Trübe hinabsteigt. Es ist immer eine Freude, ihm die Hand zu drücken.

Berlin

Rurt Münzer

Literaturwissenschaftliches

Deutsche Dichtung. Hrsg. von R. Lippert. Vierte völlig umgearbeitete Auflage von W. Oppermann. Leipzig 1918, Quelle & Meyer. XII u. 236, 30 S. M. 4,60.

Das Werk war in seinen ersten Auflagen zunächst als Hilfsmittel für den deutschen Unterricht an Lehrerbildungsanstalten bestimmt und ist nun von dem neuen Herausgeber so umgearbeitet worden, daß es auch für andere Schulgattungen verwendbar ist. Dieser seiner Hauptaufgabe entspricht es auch in allem Wesentlichen, Einzelheiten und Kleinigkeiten könnten freilich noch berichtigt werden. Die Übersicht über die mittelalterliche Literatur ist sehr knapp und zeugt von nicht ganz sicheren Eigentümlichkeiten des Verfassers, z. B. wenn er „Edda“ noch immer als „Altermutter“ erklärt. Die klassische Zeit und das neunzehnte Jahrhundert sind mit Recht am eingehendsten behandelt, bei der neueren Dichtung wird die Gefahr, zu viel bloße Namen, Titel und kurze Urteile zu geben, nicht ganz vermieden. Störend wirken für meinen Geschmack in einem solchen Buch die „Rückblende“ in Gestalt von Aufgaben für Aufsätze und Vorträge. Für derartige Dinge sind Lehrer und Unterricht da. Ein recht unangenehmer Druckfehler steht S. 164, wo die Schlacht bei Fehrbellin um hundert Jahre zu früh angelegt ist.

Als Anhang ist dem Buch ein „Grundriß der deutschen Poetik“ beigegeben, der sich u. a. noch bemüht, einen sachlichen Unterschied zwischen Ballade und Romanze festzustellen. Wertvoll ist die am Schlusse verzeichnete „Sammlung von Dichtungen in wohlfeilen Ausgaben“, in der aber die von E. Hartmann herausgegebenen „Meisterwerke der Literatur“ (Leipzig, Alinhardt) nicht hätten fehlen sollen. — Ob das Buch noch für andere als Schulzwecke in Betracht kommt, ist recht fraglich.

Breslau

H. Janzen

Eduard Mörike. Von Walther Eggert Windegg. Zweite neu bearbeitete Auflage. Stuttgart 1919, Strecker & Schröder. 148 S. M. 3,50 (5.—).

Diese zu Mörikes Hundertjahrfeier verfaßte, gut geschriebene und anspruchslos Gelegenheitschrift erscheint jetzt

zum zweitenmal. Sie wendet sich an breite Leserkreise, die sich vornehmlich mit des Dichters Lebensgang bekannt machen wollen, und läßt die literarhistorischen Probleme beiseite. Die Mörike-Forschung kennt der Verfasser, ohne sich auf sie zu beziehen. Er stellt eine umfassendere Darstellung in Aussicht, die ihre „Bedeutung ganz in einem neuen künstlerischen Aufbau des Lebens, der menschlichen Persönlichkeit suchen wird, woraus das Literarische von selbst sich ergeben soll.“ Das vorliegende Büchlein, das einer persönlichen Note entbehrt, bietet weder hinsichtlich des Tatsächlichen noch der Auffassung irgendetwas Neues, mutet vielmehr wie ein Auszug aus einer der vorhandenen größeren Mörike-Biographien an.

Bern

Harry Mägné

Allgemeine Bücherkunde zur neueren Literaturgeschichte. Von Robert F. Arnold. Zweite neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Berlin und Straßburg, Karl J. Trübner. XXIV und 430 S. M. 12,50.

Die erste Auflage dieser Bücherkunde wurde im XC XIV, 658 von Dr. Ludwig Krähe angezeigt, damals der Besten einer in der jüngeren Germanistik, nun schon seit langem ein toter Mann. Wenn ein bibliographisches Nachschlagewerk wie dieses, das nicht laut Waschzettel für den Weihnachtstisch oder die Familienbücherei „wärmstens“ zu empfehlen sich eignet, in einem Jahrzehnt zwei Auflagen erlebt, so kann man das schon als Beweis dafür ansehen, wie vortrefflich es sich in der Praxis bewährt hat. Und in der Tat ist die arnoldsche Bücherkunde ein Hilfsmittel, auf das die deutsche Gelehrtenwelt und über die Zünftigen hinaus jeder Bücherfreund kaum noch wird Verzicht leisten können, weil es der zweckmäßigste Wegweiser durch das Riesengebiet der Bibliographien ist und zudem ein Pfadfinder, dem man sich anvertrauen kann, ohne Irrungen befürchten zu müssen. Arnold sagt im Vorwort, er wende sich hauptsächlich an die akademische Jugend, an die „Neugermanisten“, an die Fachwelt. Ich möchte aber doch auch das größere Publikum auf dies ausgezeichnete Werk aufmerksam machen. In die Hausbibliothek des Schriftstellers gehört es vor allem, weil es über die gesamte Stoffgeschichte Auskunft gibt und für die Beschaffung von Quellenmaterial ganz unentbehrlich ist. Wer die Feder führt, weiß, wie oft es vorkommt, daß man bei einer wissenschaftlichen oder halbwissenschaftlichen Arbeit, meinet halben bei einem Feuilleton, einer Plauderei, einem Leitartikel, selbst einer Kritik, nach passenden Hinweisen sucht. Ob es sich nun um Fundorte für Novellen und Schwänke, für kriminalistische Stoffe, für das Volks- und Kirchenlied, für die erotische Literatur, für die Ordensgeschichte, für Exlibris und Heraldik, für die Geschichte des Tanzes oder um Gott weiß was handelt, man braucht nur den Arnold zur Hand zu nehmen, das Stichwort aufzuschlagen und findet sofort die ganze reichhaltige Bibliographie über den Gegenstand. Dem natürlicherweise will die „Bücherkunde“ nicht etwa die vorhandenen Befehle ersetzen, sondern sie vor allem als Führer nutzbringend zu machen versuchen, und ich wiederhole, sie ist ein ganz vortrefflicher Führer, von dem man auch recht viel Neues lernen kann. Beispielsweise: ich wette, sogar ein gewiegter Germanist wird dir nicht ohne weiteres sagen können, wer die erste brauchbare Gelehrtengegeschichte geschrieben hat, und auch der gewandteste Journalist nicht, von wem die beste Klärungsschrift über die öffentliche Meinung stammt. Arnold antwortet auf tausend Fragen und immer zuverlässig. Er führt die Büchertitel bibliographisch genau an, auch die Bändezahl und Auflageziffern, knüpft eigene Urteile an, gibt Auslagen über die zeitliche Spannweite eines geschichtlichen Werkes oder Werkbandes. Daß er Verlagsort und Verleger fortläßt, geschieht wohl aus ökonomischen Rücksichten, ist bei der bibliothekarischen oder buchhändlerischen Bestellung ja auch nicht immer nötig. Aber wünschenswert ist es doch, schafft Erleichterung und Beschleunigung, läßt sich bei dem ausgezeichneten

System der Abkürzungen, das Arnold ausgeklügelt hat, auch sicher ohne erhebliche Erweiterung des Umfangs durchführen. Vielleicht ermöglicht er das bei der dritten Auflage seines Buches. Denn die wünsche ich ihm und dem Verleger aus vollem Herzen.

Berlin

Fedor v. Zobeltitz

Taschenbuch und Briefe an einen Freund. Von Otto Weininger. Hrsg. von Artur Gerber. Leipzig 1919, E. P. Tal & Co. 102 S. M. 5,50 (7,50).

Die Tragik Otto Weiningers droht zu versinken. Das letzte Genie, das (dreißigzwanzigjährig!) sein Lebenswerk „Geschlecht und Charakter“ zu Ende schrieb, mußte die Revolverkugel in seine Gehirnganglien pressen, sobald die Angst vor dem Bösen im Menschen selbst seinen Tod verlangte. Noch fehlt eine Biographie, die uns die Lebenswirknisse Weiningers näher bringen könnte, doch die einleitende Schilderung, die der Herausgeber dieses Buches von dem letzten Lebensjahre seines Freundes entwirft, ist ein wertvoller Anfang dazu. Denn Weiningers Philosophie zu ergreifen, heißt seine Menschlichkeit analysieren. Ein schweres Beginnen, wenn man sich an das Wort vom „rätselhaften Menschen“ erinnert, mit dem Strindberg ihn charakterisiert hat. Aber: es bleibt ein Widerspruch zu erklären, eine evolutionäre Deutung in Weiningers Sexualphilosophie notwendig, die, wie Gerber richtig entwickelt, in „Geschlecht und Charakter“ den tiefstehenden Mann noch unendlich hoch über die höchststehende, weil nur sexuelle Frau stellt und in dem nachgelassenen Werk „Über die letzten Dinge“ ihre antisemitische Auffassung wesentlich mildert. Was hat den großen Denker zu dieser Konzeption beeinflusst, zu diesem Absinken von der ersten, brutalprächtigen These, die noch heute erregt und der in Kampflaune widersprochen wird?

Sein Taschenbuch, das nun vorliegt, enthält Weiningers letzte Ideen. Es ist dieselbe klare, noch immer moderne Charakterologie, die er begründet hat. Es ist dieses starre, konsequente, unerbittliche Vorwärtsdenken, das alle Menschheitsrätsel besiegen will. Es ist der faustische Drang nach allerlehter Wahrheit, es ist — wenn man so will — ein Triumph über das Helenaproblem.

Aus den Briefen an den Freund spricht Weiningers Persönlichkeit. Er schreibt: „Das Meer...!“ und weiß damit mehr zu künden, als einer galanten Dialektik gelingen würde. Doch geht aus dieser Briefsammlung hervor, daß noch mehr Dokumente bestehen müssen, die über Weiningers letztes Lebensstadium Aufschluß geben könnten. Ihre rücksichtslose Enthüllung wäre ein Gebot der Stunde.

Strindberg sagte über Weininger: „Sein Schicksal? Hat er die Geheimnisse der Götter verraten? Das Feuer gekostet? Die Luft war ihm zu dick hienieden, deshalb ist er erstickt? Dies zynische Leben war ihm zu zynisch? Daß er weggegangen ist, bedeutet, daß er allerhöchste Erlaubnis dazu hatte. Sonst geschieht so was nicht.“

Es gibt noch heute einen Streit für und wider Weiningers Lehre. Das Buch Artur Gerbers stärkt die Sache seiner Freunde. Ich bekenne mich rücksichtslos zu ihnen.

3. 3. Genf

Eril Krünes

Verschiedenes

Erinnerungen. Von Alfred v. Tirpitz. Leipzig 1919 R. K. Roehler. XII, 526 S. M. 20,— (25,—).

Auf einer der ersten Seiten des ersten Heftes seiner „Historisch-politischen Zeitschrift“ (Hamburg 1832) sagt Leopold Ranke: „Für die Menschen gibt es nichts Überzeugenderes als die Erfolge; willig beugen sie sich dem Glücke und dem Ruhme.“ Darin liegt unbestreitbar eine eherne Erfahrungstatsache; selbst so unbestechliche Männer wie der Verfasser der „Weltgeschichte in Umrissen“, der 1900 in China verunglückte Oberst Maximilian Graf Nord von Wartenburg, zollt in seinen Betrachtungen fast Seite für Seite dem Erfolge seinen Tribut. So gesehen, laufen

Feldherren und Organisatoren, denen ein widriges Geschick das aktive Ausmünzen oder passive Auswirken ihrer Handlungen verlagert hat, leicht Gefahr, aus der Geschichte unbarmherzig gestrichen zu werden. Dem Großadmiral A. von Tirpitz wird das nicht passieren. Denn obgleich er insofern eine tragische Figur darstellt, als es ihm nicht vergönnt war, von Jahrzehnte langem Organisieren die mit berechtigter Spannung erwartete Edelfrucht eines ruhmreichen Sieges zu pflücken, wird er in einer objektiven Würdigen geneigten Nachwelt trotz alledem und alledem als der Schöpfer eines unter widrigen Verhältnissen zäh aufgebauten, in erster Linie zur Behauptung des europäischen Friedens bestimmten Kriegsinstrumentes fortleben. Daß in den vorliegenden Worten ein Paradox steckt, gebe ich ohne weiteres zu; es findet aber im Buche selbst, wie ich hier nur ganz kurz andeuten darf, restlos und überzeugend seine Aufklärung. Selbst wer dem verflochtenen Staatssekretär des Reichsmarineamts nicht dieselbe unbedingte Zuverlässigkeit zubilligt, wie sie z. B. einem andern Autor des Koehlerschen Verlags, dem Kriegsminister a. D. von Stein eigen ist, wird erstens zugeben, daß in Krisen- und gefahrvollen Zeiten gerade Staatsmänner von einer gewissen Gerissenheit besser am Platze sind als Neulantianer mit der weißen Weste als einzigem Panzer. Und er wird zweitens dem im kritischen Augenblicke Kaltgestellten und von einer in Parteigenossen zerfallenen Mittwelt hart Angegriffenen eine Selbstverteidigung gönnen, die in dem Satze gipfelt: „Wenn ihr auf mich gehört hättet, so hätte uns ein Unglück, wie es heute auf uns lastet, niemals heimsuchen können; ich lehne die Verantwortung guten Gewissens ab.“

Sonst sei zu dem Buche, das wegen der imponierenden Geschlossenheit seiner Weltanschauung auf harmlose Gemüter einen Eindruck von rettungsloser Wucht ausüben wird, eine Beobachtung angemerkt, die besonders die Leser des *GE* interessieren wird: Alfred von Tirpitz ist ein Bereicherer des deutschen Sprachgebrauchs. Und er tut das bewußt; er freut sich darüber. So schreibt er unterm 17. 3. 15 in einem der auszugswise mitgeteilten Kriegsbrieve: „Zu ganzen Entschlüssen raffen wir uns nicht auf, sondern driften weiter. Notabene: Drift ist ein guter deutscher Ausdruck, der auch in Abdrift vorkommt.“ So liebt er sichtlich die anschauliche Wendung „Die Flotte zum Tragen bringen“; so erklärt er den zweimal (S. 35 und 224) in übertragenem Sinne verwandten Ausbruch „Giß“ auf S. 110: „mit gegißtem Beldst, d. h. nach Schätzung“. So nennt er den von ihm grundsätzlich befehlenden Nachfolger Bülow einen „sturen“ Illusionisten und kontrastiert dies ungewöhnliche Wort mit „lehnig“ („Wir haben die Flottengesetze nicht stur, sondern lehnig gehalten“; S. 83.) Auch das Lehnwort „Simulater“ (in der Zusammenstellung: „Schulschiffe, Versuchsschiffe, Minensuchschiffe und andere Simulater“; S. 45) dürfte erst durch die Riesenauflage dieser „Erinnerungen“ (deren technische Herstellung leider zu wünschen übrig läßt) Bürgerrecht erhalten. Ein Register fehlt.

Grunewald

Hans F. Helmoltt

Der Katholizismus in Deutschland. Von Hermann Hefele. Darmstadt 1919, Otto Reichl. 59 S. M. 1,80.

Oft ist gerade in unserer Zeit, die man als die Wende zweier historischer Epochen empfindet, die Frage erörtert worden, welche Aufgabe dem Katholizismus im Leben und Werden der deutschen Kultur zuzuweisen sei. Die Beantwortung dieses Problems wird stets davon abhängig sein, was man als das eigentliche Wesen des Katholizismus empfindet. Indem Hefele die Gegensätzlichkeit von Katholizismus und Protestantismus mit der Antithese von guelfischem und gibellinischem Staatsgefühl identifiziert, ergibt sich für die Beurteilung der historischen Situation ein höchst einfacher Schematismus. „Es war im Grunde genommen nur der Obrigkeitbegriff Luthers und der Staatsbegriff Hegels, für den Heinrich IV. und Barbarossa kämpften, und Gregor VII. und Innocenz III. haben, da sie

für die Rechte der Kirche eintraten, das aristotelische Staatsprinzip in seiner typisch griechischen Prägung zum Gesetz erhoben.“ Mit der Reformation war der Sieg des antikatolischen Prinzips in Deutschland entschieden; der Katholizismus war in die Verteidigungsstellung gedrängt. „Unfrei in der Wertung, gehemmt in seiner geistigen Bewegung, gewann er nun jene Zaghaftigkeit des Ausdrucks und jene Anglichkeit des Auftretens, die für ihn bis tief herein in unsere Tage kennzeichnend blieben.“ Der Katholizismus verlor den sicheren Glauben an sich selbst, die neue Art von Apologetik, die er sich schuf, war „nicht mehr aus dem Ganzen des katholischen Lebensgefühls heraus gestaltet“, sondern „trachtet, selbst rationalistisch geworden, Stück um Stück ihres dogmatischen Bestandes der kritischen Vernunft abzugeben“. — „Es verstand sich von selbst, daß ein Katholizismus, der so wenig selbstbewußt vor einer ihm wesenfremden Kultur kapituliert, nicht die innere Gestaltungskraft besaß, die notwendig gewesen wäre, sich eignen Ausdruck, Kultur und Stil zu schaffen.“

Aus dieser pessimistischen Beurteilung des Verhältnisses zwischen Katholizismus und deutscher Kultur ergibt sich mit Konsequenz seine Skepsis gegenüber den jüngsten Versuchen, katholische Religiosität und moderne Kultur wieder einander zu nähern. Hefele beklagt es, daß der deutsche Katholizismus gerade in seinen begabtesten Vertretern für die Verbindung, ja die Identität beider Werte eingetreten ist und mit seinen apologetischen Versuchen, die Kulturreichlichkeit der katholischen Idee nachzuweisen, gerade den Wert im Katholizismus geopfert habe, auf dem seine ewige Zukunft ruht: den Willen zur inneren Freiheit von den irdischen Gütern. Der Katholizismus verkörpert den unverrückbaren und unerbittlichen Ewigkeitswillen gegenüber dem Wechsel und Wandel der Zeiten, er enthält, wie alles Religiöse — so meint Hefele — eine konservative Tendenz. Denn eine religiöse Weltanschauung ist in ihren Inhalten und Zielen nicht auf das Aktuelle gerichtet, sondern nur auf das Bleibende und Beharrende. Dabei muß der Katholizismus die Tendenzen der modernen deutschen Kultur, die im Grunde protestantisch-liberalen Natur sind, verneinen, mit rückwärtslos konservativem Willen dem anarchistischen Zeitgeist entgegentreten, seiner lateinischen Wesenheit gemäß für soziale Bindung und aristokratische Auslese wirken. „Liberalismus und Fortschritt sind die nivellierenden Kräfte der modernen Kultur geworden; sie allein tragen die Schuld daran, daß unsere Zeit keine Persönlichkeiten von Bedeutung und keine Leistungen von aristokratischem Wert besitzt.“ Der Katholizismus muß daher Mut und Stärke finden, gegenüber den auflösenden Gesellschaftstendenzen der Gegenwart, unerbittlich für die große Forderung der Einordnung und Unterordnung einzutreten — „zugunsten aller jener herben Formen des kulturellen Lebens, die heute als überholt, rückständig und verbrecherisch verschrien sind und die doch nur das Mittelmäßige zugunsten des Wertvollen leiden lassen.“

Die Bewertung der hefeleschen Schrift wird schwanken müssen, je nach der Überzeugung, die der Beurteiler selbst über die Aufgaben des Katholizismus und seine Leistungsmöglichkeiten für die Kultur der Zukunft hat. An dieser Stelle möge daher die Feststellung genügen, daß Hefeles Broschüre nie von den wirklich religiösen Werten des Katholizismus spricht, sondern stets nur von seinen organisatorischen, daß er nicht im Christlichen die katholischen Werte und Aufgaben sieht, sondern im Lateinischen. Ist man bereit, Hefele in dieser Prämisse zu folgen, dann muß man auch mit ihm den Kampf zwischen Katholischer und „moderner“ Weltanschauung zu einem Kampf zwischen griechischer und gibellinischer Staatsauffassung veräußern, das Weltanschauungsproblem in ein soziologisches Problem verlagern; denn dann ist konsequenterweise der Katholizismus keine religiöse Anschauungs- und Symbolenwelt, sondern nur ein romanisches Strukturprinzip. Wer aber den Katholizismus als die Urache Nochs der christlichen

Symbole in dieser Welt des heidnischen Naturalismus betrachtet, wer seine Sendung in der Katholizität und nicht im Lateinischen sieht, in seinen ewigen Forderungen, nicht in seiner zeitlichen Struktur — der muß zu Folgerungen kommen, welche der Auffassung Hefeles in den entscheidendsten Fragen antipodisch gegenüberstehen. Gewiß hat Hefele darin recht, daß alles Religiöse nicht auf das Aktuelle, sondern auf das Bleibende gerichtet sei; aber der wahrhaft religiöse Mensch wird ihm niemals zugestehen können, daß dieses Bleibende mit dem Beharrenden, dem Konservativen identisch sei; dieses Bleibende ist kein Zeitliches, sondern ein Überzeitliches, das sich im Wandel der Jahrhunderte in immer neue äußere Gewänder hüllen mag. Denn das Bleibende, das er ersieht, findet der Christ nicht in irgendeiner gesellschaftlichen Struktur; ja selbst die Runensprache der Symbole ist erst der Vorhof des Unvergänglichen. Das Bleibende ist in dieser Welt des Wandels einzig und allein die Kommunion mit Gott.

Seifriedsberg i. bayr. Allgäu

Max Fischer

Sozialismus und Religion. Von Dr. F. A. Kiefl. Regensburg 1919, Verlagsanstalt vorm. J. G. Manz. 135 S., M. 3,20.

Daß sich der Katholizismus heute mehr denn je mit der herrschenden Macht und ihrer Lehre, die sie erfassungsmäßig postuliert, auseinanderzusetzen wird und muß, liegt an den prinzipiellen Gegensätzen ihrer Weltanschauungen. Das Thema ihres Kampfes ist älter als seine Formulierung durch Bebel: „Der Sozialismus erstrebt... auf religiösem Gebiet den Atheismus“ und ihre Manifestierung im Gothaer und Erfurter Programm. Erinnerungen an Zeiten gehässiger Kampfesweise tauchen auf, ihre jetzige Form ist noch von gewissen Rücksichten eingeschnürt, aber mit dem „Schulkompromiß“ wird es kaum ein Ende haben. Kiefls Schrift ist eine Abrechnung mit dem wissenschaftlichen Sozialismus (und in Nebenrieben mit dem Kapitalismus), eine Beweisführung des Zusammenbruchs aus Mangel an Glaube, eine doktrinaire Hinführung zum Katholizismus. Seine Taktik ist die alte Schulung, aus einer Sammlung des geeigneten Materials ein Gebäude aufzurichten, das dann stoßweise vernichtet wird, um aus der eigenen Lehre ein anderes hinzustellen, das das „richtige“ ist. Die Waffen sind alt, das Thema, der Inhalt ist alt, die Form ist nicht neu, es ist immer die eine Taktik: die Wiederholung. Immer von neuem zum Kampf aufzurufen, „von der katholischen Weltanschauung nicht ein Jota“ preiszugeben. „Hier gibt es kein Zugeständnis, weil unser Glaube die unverrückbare Wahrheit ist.“

Wir wissen alle, daß wir der Errettung aus dem Chaos bedürfen, daß wir der Lösung der Wirtsalen harren, aber ich erachte, daß sie nicht aus dem Dogmatismus und der Doktrin kommt, daß vielmehr nur innerliche Liebe, namenloses Mitleiden helfen kann. Nicht Härte des Glaubensjahres, aber die Milde und Güte des Glaubens, nicht doktrinaire Beweisführung: „Du mußt“, aber das Beispiel: Ecce homo. An diesem Sinne ist Kiefls Werk nicht geschrieben. Es gilt nicht die feste Überzeugung zu haben, „daß jetzt der entscheidende Zeitpunkt gekommen ist, wo die antireligiöse Grundlaage des Sozialismus ins Wanken gebracht werden muß“ (S. 126). Es gilt, den unglücklichen Menschen aus dem Kriege aufzurichten und dem Lichte zuzuführen. Das ist es.

Berlin

Guido R. Brand

Brüderbauer. Von Ludwig Findh. Stuttgart und Berlin 1919, Deutsche Verlagsanstalt. 66 S.

Findh setzt in diesem Bändchen seine (XXI, 1265 angezeigte) politische Aufsatzreihe „Hinrich mit Freuden“ fort. Er widmet diesmal die warmblütigen Ergüsse seines um Volk und Vaterland treu besorgten Herzens dem Gewissen der feindlichen Nationen: leider werden es Briefe bleiben, die ihre Adresse so bald nicht erreichen. Aber wir Deutsche haben ja auch ein Gewissen, dem es nottut, ge-

schärft zu werden, und dazu ist just L. Fındh der rechte Mann. Ist auch manches in dem Büchlein, wie namentlich die leidige Erörterung über Unterzeichnung des Friedensvertrags, schon längst wieder überholt, so ist doch Fındh eine so sympathische Persönlichkeit, daß man auch künftig noch gern erfährt, wie er sich zu solchen Fragen gestellt hat. Schließlich bleibt er aber doch immer mehr Dichter als Politiker, und so wird man es ganz in der Ordnung finden, wenn er nach solchen Ausflügen in die Fremde nun wieder in sein poetisches Heimatland zurückkehrt.

Stuttgart

R. Krauß

Literargeschichtliche Anmerkungen

XX

R. M. Rilkes Tropf

Von Richard Mehlens (Prestburg)

Melodie und Bildlichkeit der Rede sind die gestaltenden und formbestimmenden Kräfte des poetischen Stils. Die dichterische Bildlichkeit, die bloß das dem dichterischen Gemüt Bekannte, Geläufigere an die Stelle des weniger Bekannten und weniger Geläufigen setzt oder eines mit dem andern vergleicht, wird neuerdings gerne gesondert untersucht. Namentlich pflegen zwei Fragen die Forschung zu beschäftigen: erstens, in welchem Vorstellungsbereich liegt für den Dichter das Bekannte, das Geläufige, das Selbstverständliche? „Be bauert“ er das Universum, um es zu erklären, oder „vertriegert“ oder „verjägert“ er es oder was sonst? Und zweitens, welche Technik der stilistischen Transfiguration liegt seiner Anschauung vorzüglich, Metapher, Gleichnis, Synekdoche oder Metonymie? Auch in bezug auf R. M. Rilke, der überaus schnell und in wachsendem Maße den wissenschaftlichen Eifer anzuziehen scheint, hat sich die bisherige Forschung in bezug auf seine Bildlichkeit lediglich in diesen beiden Richtungen bewegt. Darüber hinaus sind eher nur Anregungen andeutungsweise laut geworden. So hat Richard Müller-Freienfels an dieser Stelle (ZE IX, 1292) den in Rilkes Bildlichkeit vorwaltenden Gehörsinn betont, der dennoch bildhafte Einzelgestaltungen hervorruft. Ein Mönch, ein Ritter müssen zuweilen aus der Magie seiner Rede im strengsten Sinne des Wortes: erscheinen, als kämen sie eben aus den Händen Bödlins oder Thomas: unheimhaft und dennoch sichtbar.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Rainer Maria Rilke, Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn, 2. Jahrg. Nr. 6) hat die ungewöhnliche Energie der Verdichtung, die Kühnheit und die Kraft des Sturzes, das Überspringen vieler Zwischenstufen als das Wesentliche dieser Tropf erkannt, das Apokalypsische des Vergleiches, die traffe Psalmenartigkeit der Metapher bemerkt.

Dr. Carl Enders (Von Rilkes Art und Kunst, ebenda) geht aus von der allerersten der Fragen, von der Umgrenzung des metaphorischen Vorstellungsgebietes. Er findet, Rilke „vermönche“ das Universum, daher sind ihm die Dinge am geläufigsten und am bekanntesten, die sich dem beschaulich nach innen gekehrten Seelenzustand durch Fülle und sanfte Glätte wie von selbst anschmiegen: Fontänen, Gärten, Parke, Alleen, der Baum, runde Teiche, Wald und Wind. Die Natur dieser Bildlichkeit ist auch nicht fest und entschieden zugreifend, sondern unstätig suchend; sie wandert von Stelle zu Stelle in ihrer Häufung und beruhigt sich schließlich im Glanz feierlicher Kostbarkeit.

III das ist wertvoll und unentbehrlich zur runden und erschöpfenden Untersuchung der Bildlichkeit in der geheimnis- und zaubervollen Poesie Rilkes. Aber noch unentbehrlicher ist ein anderes. Rilkes Tropf ist streng systematisch und solange wir das System nicht klar sehen, irren wir in den Einzelheiten umher. Abgesehen vom Vorstellungsgebiet, von der Sinnesvermittlung, der künstlerischen

Technik und der erzielten Wirkung, hat die Tatsache, daß er in Bildern spricht, eine besondere, eigene Quelle, ihr liegt noch eine besondere, eigenartige, von der allgemeinen poetischen Erregung nicht mitenthaltene Erregung, ein besonderes Pathos zugrunde. Dieses Pathos gilt es zu be-lauschen, denn in ihm wurzelt Rilkes ganze Bildlichkeit und mit ihr das gestaltende Geheimnis seiner Dichtung überhaupt.

Der krasse Dualismus, der im Gemüt des Dichters Stoff und Geist auseinanderreißt, seine besondere christlich-mönchliche Empfindungsweise erzeugt zunächst zwischen der sinnlichen Anschaulichkeit seiner Weltempfängnis und der reinen Geistigkeit seiner seelischen Sehnsucht eine so heroisch-tragische Spannung, eine solche Feindschaft in der eigenen Brust, daß wir, um ein Gleiches zu finden, mindestens auf Novalis, vielleicht aber auf Dante zurückgreifen müßten. Die zwei Seelen in Goethes Brust trugen von vornherein die Fähigkeit schließlicher Versöhnung in sich. Daß Rilke eine Gottesanbetung im reinen Geiste, in lauter Wahrheit, d. h. im Absolutum erstrebe, hat schon Oppeln-Bronikowski wahrgenommen. Es trifft auch zu, daß der menschliche Geist, in der Sehnsucht, diesem Absolutum nahezukommen, unausweichlich zum Bilde greifen muß. Allein, das ist nur die erste, anfängliche Hälfte des Vorganges. Zwischen dem nunmehr ausgesprochenen Gottesbild und dem unentwegt weiter gottförmigen Dichter verändert sich die Beziehung. Sie war im Drange der Gestaltung magnetisch, im Flusse des Werdens entströmte ihr das beseligende Bewußtsein, einst Gott voll zu enthalten, das Absolute zu fassen. Die Täuschung mag auch kurze Zeit bestehen. Aber bald, und im Laufe der Entwicklung immer schneller, erkennt der Dichter die notwendige, sinnlich-stoffliche Bedingtheit jedes seiner Bilder, zugleich auch die notwendige Relativität des Geschaffenen im Verhältnis zu der ihm eigenen Sehnsucht zum Ewigen. Und wenn uns sein Bild noch langhin als Wesen beglückt, — dem auf dieser Täuschung beruht ja im Gegensatz zum malerischen, des dichterischen Bildes Vollkommenheit — da hat es ihm längst störend seine Bildhaftigkeit, seine Wesenlosigkeit offenbart. Zum fertigen Bild verhält sich der Dichter ablehnend, ja feindlich. Denn nicht nur hat er auf dem schweren Weg zum Absoluten eben durch sein neues Bild eine neue Stufe der Annäherung erreicht und somit kann ihm die alte nicht mehr genügen; nicht nur hat er jetzt unter den Füßen, was ihm bisher zu Häupten schwebte, und über ihm loht ein Neues, — auch steht das Fertige, Feste, Erstarrte, Unabänderliche verbunkelt und verdeckend vor dem ewig Lebend-wandelbaren. Gott steckt hinter dem Bilde, sowie dieses errichtet ist, und von neuem beginnt die entlagene Jagd nach seinem Wesensstern. Aus dieser Feindschaft zum errichteten, zum selbsterrichteten Gottesbild fließen Grundworte Rilkes, die das Rätsel seiner Bildhaftigkeit lösen.

„Wir bauen Bilder vor dir auf wie Wände,
so daß schon laufend Mauern um dich stehn.
Denn dich verhüllen unsre frommen Hände,
so oft dich unsre Herzen offen sehn.“

„Nur eine schmale Wand ist zwischen uns,
durch Zufall; denn es könnte sein:
ein Kufen deines oder meines Munds —
und sie bricht ein
ganz ohne Lärm und Laut.
Aus deinen Bildern ist sie aufgebaut.
Und deine Bilder sehn vor dir wie Namen.“

Sowie das Bild als Hindernis zwischen der Seele und Gott erkannt ist, beginnt die heroisch-tragische Spannung, die ewig klaffende Wunde zwischen dem sinnlich gebundenen Bild und der freien, reinen Geistigkeit zu wirken. Die Wunde wird ewig offen gehalten und so lange des Dichters Erkenntnis den Flug seiner Sinnes-erregung überfliegt, werden ihr immer neue Blüten ent-springen. So steht der Dichter als Monolat, Bilderschöpfer

und Anbeter mit sich selbst als Ikonoklasten, als Bildersürmer im ständigen Kampf!).

Diese tragisch-heroische Spannung, diese in ihrem tiefsten Wesen unversöhnliche Wunde im dichterischen Ich Rilkes, sein klastender Dualismus ist die schaffende Dynamik seiner Bildlichkeit. Nun erst, nachdem wir deren Zwang ganz klar erkannt haben, kann die Frage nach dem Gebiet und der Umgrenzung seiner metaphorischen Ausdrucksweise berechtigtermaßen aufgeworfen werden. Einige Grundlehren mystischer Theologie und Weltanschauung werden uns behilflich sein.

Gott, die uranfängliche, alles enthaltende und aus sich ausgiehende Unendlichkeit, steht in der Mystik im Gegensatz zu dem den Körpern anhaftenden Licht. Dieses begrenzt — während das Grenzenlose in der ahnungschweren, eigenschaftslosen Dunkelheit wohnt. Der Vorstellung des dunkelnden, tiefen, nächtlichen Gottes entspringt zum großen Teil der gar nicht große, aber bis ins Tiefste durchgeföhlte Bildervorrat²⁾. An erster Stelle steht der Baum, ein mystisches Erbstück, das dem Mittelalter geläufig war. Der Minnebaum, der Baumgarten, der Palmbaum mit allen allegorisch bedeutsamen Verzweigungen und Wurzeln ist uns vom vierzehnten Jahrhundert her als Allegorie geheimen, stillen, innigen Wachstums, also des Lebens überhaupt bekannt. Die drei Wurzeln sollen Reue, Reiche und Buße, die Äste der Reize nach geistliche Freuden am Gemahl der Seele bedeuten. Doch liegt hier eine bloß gelehrte, schlüsselhafte Umbenennung vor; das Ungreifbare wird mit dem Greifbaren ersetzt, um ersteres hübsch und reizvoll zu erklären. Der Vorgang geht von Tugendbegriffen, von Pentprozessen aus und kehrt dahin zurück. Ganz anders bei Rilke. Goethes heilige Schauer vor dem Wundergebilde des Baumes, das ihm die tiefste Ehrfurcht einsöhlte, erfährt in Rilke reiche Mannigfaltigkeit. Er erkennt im Baum den, den er allerorten sucht: den waltenden Gott. Und leidenschaftlich stürzt er sich nun in die Tiefen der Baumseele, um darin alles, was Geist an diesem Stoffe ist — zu erschöpfen, zu leben, Gott zu erfahren. So erfährt er das Saugen ungezählter Wurzeln aus dem ewigen Dunkel, aus Gott, der Erde tränkendes Wesen, das stille, geheime, gesetzmäßige Steigen der Säfte, das Berausend-dunkelhafte solchen Seins. Der Baum kennt als Eigenwillen nur das lautlose Erfüllen des Gesetzes in heiligem Gehorsam. Wie alles Geschehnde, ja alles bloß Mögliche in Gott stets gegenwärtig enthalten ist, so im Baum ohne Zeit oder zu jeder Zeit alle Früchte, auch die, die nicht reifen werden. Aus marmorhartem Boden saugt noch der Freigebaum die Süße empor, wie Gott aus allem Leben schrifft. Ganz zur Baumseele geworden, tief verwebt in Gefaß und Gezeß des treibenden Holzes, tastet er in ihm wieder die Wege zur Gottseele ab³⁾.

¹⁾ Vgl. hierzu die „Gedichte aus dem Stundenbuch.“ Leipzig 1918:

Wir dürfen dich nicht eigenmächtig malen. S. 8. Du, Nachbar Gott, wenn ich dich manches Mal. S. 9. Du siehst, ich will viel. S. 13. Wir bauen an dir mit zitternden Händen. S. 14. Was irren meine Hände in den Finstern. S. 15. So hat man sie gemalt, vor allem euer. S. 24. Alle die ihre Hände regen. S. 30. Du weist nur mit der Tat erfährt. S. 37. Du dunkelnder Grund, gebulbig. S. 44. Du mußt nicht bangen, Gott. S. 78. Alle, welche dich suchen, versuchen dich. S. 63. — Ferner aus: „Geschichten vom Leben Gott.“ Leipzig, 1918. — Die Novellen: „Warum der liebe Gott will, daß es arme Leute gibt.“ — „Von einem, der die Steine belauscht.“ — „Ein Verein aus einem dringendem Bedürfnis heraus.“

²⁾ Vgl.: Ich liebe meines Wesens Stundenbuch. S. 8. Du Dunkelheit aus der ich. S. 11. So viele Engel suchen. S. 21. Du bist so groß, daß ich. S. 21. Ich komme aus meinen. S. 35. — Ferner: „Buch der Bilder.“ Sp. 2, 1917. S. 17: „Die Engel und Gesch. v. I. Gott: „Wie der Verrat nach Ruhland kam.“

³⁾ „Stundenbuch“: Ich habe viele Brüder. S. 8. Der ist vom Baume Gott. S. 22. Mit einem ist, der jenem. S. 25. Wie der Wächter in den. S. 42. Es lärmt das Licht im Wipfel. S. 46. Dich wunderst nicht. S. 51. — „Buch der Bilder“: Die Worte des Engels. S. 65.

Die christliche Mystik bestimmt das Wesen Gottes als Inhalt aller latenten Seinsmöglichkeit. Damit geht sie in der Lehre Meister Eckharts über jeden Pantheismus hinaus. Alle Vorstellungen, die dem Kommen, noch Ungeborenen, dem Möglichen, der schlummernden Kraft, mit einem Worte der Latenz dienen, sind Organe des mystischen Gottesbegriffes und sie alle kehren in Rilkes Bildlichkeit ständig und gesetzmäßig wieder.

„Doch lassen Geister, würdig, tief zu schauen,
Zum Grenzenlosen grenzenlos Vertrauen.“

Raust II.

Ein ganzes Heer ständiger Tropen entspringt diesem Vertrauen zum Latenten, weil Gott selbst in der Mystik die Summe aller Potenz bedeutet. Bilder der Potenz erscheinen nun bei Rilke der Boden, der Ader, das Feld, der Garten, die Scholle — in ihnen ruhen Fülle der Blüten und Früchte; das Gestein — es könnte ja Gold enthalten, der Marmorblock, aus dem Michelangelo die Form hervorholen wird („Geschichten vom lieben Gott“, S. 110), jede Geige mit ihrem Leis „murrenden Dunkels voll“, aus der Wohlklang fließen kann. Stumm ruht in ihr der Töne süße Möglichkeit⁴⁾. Die Geige als stoffliches Abbild aller Tonmöglichkeiten, somit ein Abbild Gottes, findet ihre Analogien in der Landschaft. In still träumenden Tischen, im flüsternden Wald wiegt sich die brausende Symphonie des kommenden Sturmes. Zukunft und Vergangenheit werden stets gegenwärtig erlebt, sind Wirklichkeiten. Etwas von dieser latenten Göttlichkeit haben nun alle Dinge. Sie alle ruhen im Gesetz der Schwere, stets „überwacht von einer flugbereiten Güte“. Ein *admiral* gel. nur zeitweilig aufgehalten vom Atem Gottes, erscheint dem Dichter jedes noch so geringe Ding als heilig-gehorsamer Träger weltendurchmessender Bewegung in der Möglichkeit endlosen Fallens⁵⁾.

Somit können wir aus allem bisher Gesagten dreierlei festhalten. 1. Die Quelle von Rilkes Bildlichkeit ist die tragisch-heroische Spannung zwischen dem Ikonoklasten und dem Ikonoklasten. Die Sehnsucht, Gottes Wesen zu erfassen, seiner habhaft zu werden, ihn restlos gestaltet auszusprechen, treibt ihn, angekränkt von unruhigen Geistes aus dem Stofflichen, dem einzigen, das wir erfahren, das Göttliche und Gott herauszuheben. Notwendigerweise muß das Herausgehörte oder Gehörte, eben das Bild, Stoffliches auch noch enthalten und somit auf eine weitere, höhere, vergeistigte Stufe hinweisen. Diese Spannung bleibt immer wirksam. Für den Dichter wird vielleicht eines Tages nur sein letztes Gottesbild Bedeutung haben, alle anderen vorangehenden werden für ihn durch das letzte, gottähnlichste vernichtet, entwertet, verbraucht, aufgehoben erscheinen. Wir aber bleiben haften am glühenden Reich-tum seiner Mannigfaltigkeit.

2. Das Gebiet seiner Bildlichkeit ist von den Gedankengrenzen christlicher und platonischer Mystik und von den Gefühlswerten franziskanischer Frömmigkeit umfaßt.

3. Das Ergebnis seiner Gestaltung ist: höchstgespannte Geistigkeit, errungen durch reißendes Verbrauchen der sinnlichen Erfahrung. Ein seelischer Oxydationsprozeß des Stoffes von bisher unbekannter Glut und Intensität.

Das wären die Grundgedanken, von denen nunmehr eine Systematik der rilleschen Bildlichkeit zu gewinnen wäre. Was durch Naturbegeisterung, Vertiefung, Zusammenfassung, Vergleichung zustande kam (vgl. Oppeln-Bronikowski a. a. O. 213 ff.), was Kostbarkeit des Wortes, das Tempo der Bilder, ihre Farbenpracht bewirken können (ebenda 225 ff.), all das kann doch nur auf dieser Grundlage untersucht werden, wenn anders Einzelbeispiele sich zur Erkenntnis verdichten und nicht zerflattern sollen.

⁴⁾ „Stundenbuch“: Es ist nichts anderes. S. 53. In langen Häusern. S. 70. — „Geschichten vom I. Gott“: Und er wies alle jungen Leute zurück. S. 60. — „Buch der Bilder“: Der Nachbar. S. 36. Im Ranke der Nacht. S. 49. Der sich auf allen Seiten geigt. (Aus den Blättern eines Wachs.) S. 82.

⁵⁾ „Buch der Bilder“: Ronbnacht. S. 5. Fortschritt. S. 51. — „Stundenbuch“: Wenn etwas mir vom Fenster fällt. S. 64.

Notizen

In der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ (XI, 7) gibt Charlotte Steinbruder über die 1789 erfolgte Ernennung Goethes zum Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Künste Näheres bekannt. Die Akademie ging, dank den Bemühungen Chodowieckis und ihres Kurators Heinich, nach einem Jahrzehnte währenden Zustand der Erschlaffung neuer Blütezeit entgegen. Zur Sicherung ihres Einflusses nach außen wurden in- und ausländische Künstler und Gelehrte, unter ihnen neben Wieland, Bertuch, Herder, dem Herzog Karl August, auch Goethe zum Ehrenmitglied ernannt. Goethe begrüßte diese Ehrung mit besonderer Freude, zumal er mit den bedeutendsten Mitgliedern seit langem in nahen Beziehungen stand, und er dankte dem Senat der Akademie sowie dem Freiherrn von Heinich in nachfolgenden, bisher ungebrucht gebliebenen Briefen, die das Geh. Staatsarchiv in Berlin bewahrt.

„Wohlgeborene

Insonders hochgeehrte Herren,

Für die anhaltenden Bemühungen, welche ich seit mehreren Jahren auf die Künste gewendet, ist es mir eine schmeichelhafte Belohnung, daß die Königl. Akademie mich zu ihrem Ehrenmitglied hat ernennen wollen. Zugleich sehe ich dadurch meine Verbindungen mit Männern, denen es Ernst um die Ausbreitung der Kunst ist, erweitert und die angenehmste Hofnung sowohl für mich als für die Sache eröffnet.

Meinem aufrichtigen Danks füge ich die Versicherung hinzu: daß ich eifrig wünsche, zu dem rühmlichen Entzweck, welchen sich die Akademie vorgesetzt, nach meinen wenigen Kräften mitwirken zu können.

Der ich mich mit vollkommener Hochachtung unterzeichne

Eu. Wohlgeb.

ergebenster Diener

Weimar, d. 27. Febr. 1789.

J. W. v. Goethe.

Hochwohlgebohrener Frenherr,

Befonders hochzuverehrender Herr,

Eu. Exzel. gnädigen Gefinnungen verdanke ich es vorzüglich, daß die Königl. Akademie der Künste auch mich zu einem Ehrenmitgliede ernennt, ich verfühle nicht meinen schuldigten Dank dafür abzustatten.

Der Einfluß, den Eu. Exzel. auf dieses schöne Institut haben, wird die Schwierigkeiten überwinden, mit welchen jedes Unternehmen dieser Art zu kämpfen hat.

Ich würde es mir zur angenehmsten Pflicht rechnen, wenn ich nach meinen wenigen Kräften mir einiges zu Beförderung so rühmlicher Absichten beytragen könnte.

Der ich mich mit vollkommener, empfundener Verehrung unterzeichne

Eu. Exzel. ganz gehorsamster Diener

J. W. v. Goethe.

Weimar, d. 2. März 1789."

zählte, ist am 24. Oktober in München einer Lungenentzündung erlegen. Mit ihm scheidet eine der eigenartigsten Persönlichkeiten, eine unverwundliche Streiter- und Bohemien-Natur aus dem deutschen Literatur- und Parteileben. Steiger war der Sohn eines orthodoxen Schweizer Pfarrers. In den Achtzigerjahren kam er als junger Theologe nach Leipzig, um sich dort in den politischen und künstlerischen Kampf jener Tage zu stürzen. In dem damaligen Parteiblatt „Wähler“ sowie in der Zeitschrift „Die Gesellschaft“ stellte er sich dem Proletariat sowie der Dichtkunst zur Verfügung. Mit einer Broschüre „Der Kampf um die neue Dichtung“ machte er seinen Namen zuerst weiten Kreisen bekannt. Als der „Wähler“ später in die „Leipziger Volkszeitung“ umgewandelt wurde, wurde Steiger an diesem Blatt Theaterkritiker und Mitarbeiter am Feuilleton. Er wurde ferner Redakteur an der „Neuen Welt“; in späteren Jahren in München Mitarbeiter an der „Jugend“ und dem „Simplicissimus“. Gleichzeitig war er auch hier als Theaterkritiker tätig, erst vorübergehend an den „Münchener Neuesten Nachrichten“, dann als Korrespondent von berliner und hamburger Blättern. In verschiedenen deutschen Zeitungen und Zeitschriften war er regelmäßig durch Aufsätze ästhetischen und historischen Inhalts vertreten. Seine Hauptarbeit ist das sehr bemerkenswerte Werk „Das Werden des neuen Dramas“ (Verlag Fleischel & Co.). Eine Sammlung seiner Gedichte erschien erst vor wenigen Jahren. Edgar Steiger war am 13. November 1858 in Engelshofen am Thurgau geboren.

Der Schriftsteller Moritz de Jonge ist gestorben. Er hat sich in den verschiedensten Gebieten des Schrifttums betätigt; so waren eisenbahntechnische, religions-philosophische, kulturhistorische, nationalökonomische und staatswissenschaftliche Bücher von ihm erschienen. Eine Napoleon-Dramen-Trilogie und andere geschichtliche Dramen machten seinen Namen einem weiteren Publikum bekannt. De Jonge ist am 3. November 1864 in Köln geboren worden und hatte in Heidelberg, Leipzig, Bonn und Berlin Jura studiert.

In Königsberg ist der Arzt und Dichter Paul Gerber gestorben. Neben seiner wissenschaftlichen Bedeutung hat er sich auf dem Gebiet der Kunst und Literatur Verdienste erworben. Unter dem Pseudonym Heinrich Garibert veröffentlichte er zwei Gedichtbände, „Aus der Jugendzeit“ und „Die alte Geschichte“. Im Jahre des Goethe-Jubiläums, 1899, veröffentlichte er eine beachtenswerte Studie über „Goethe und die Medizin“. Ferner sind wissenschaftliche Abhandlungen in der teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ von ihm erschienen. Ein während des Krieges entstandenes Buch „Die Revolution und unsere Klassiker“ soll demnächst im Verlage Otto Elsner in Berlin veröffentlicht werden.

Im Alter von einundsiebzig Jahren ist am 16. Oktober in Dresden der ehemalige Verlagsinhaber und Schriftsteller Edgar Pierson, der Sohn des Komponisten Hugo Pierson, gestorben. Nach dem Verlaufe seines Verlages war Pierson als Korrespondent des „Berliner Tageblatts“ tätig.

Heinrich Flach, der Hauptschriftleiter des „Dresdner Anzeigers“, ist am 5. Oktober einem Schlaganfall erlegen.

In London starb der bekannte Schauspieler, Theaterdirektor und Schriftsteller Henry Brodrick Irving. Bis zum Jahre 1911 hatte er dort das Shaftesbury- und Queenstheater geleitet, dann große Gastspielreisen nach Australien und Südafrika unternommen, sowie auch in Berlin Gastspiele gegeben. Seine schriftstellerische Tätigkeit erstreckte sich hauptsächlich auf das kriminalistische Gebiet. Er schrieb unter anderem ein Buch über den Prozeß der Giftmörderin Florence Maybrick. Irving stand im fünfzigsten Lebensjahr.

Der belgische Schriftsteller Eugen Demolder ist, nach einem Bericht aus dem Haag, gestorben. Demolder

Todesnachrichten: Edgar Steiger, der seit der Begründung des LZ zu unseren geschätzten Mitarbeitern

Nachrichten

gehörte zu jenen Flamen, die, obwohl sie französisch schrieben, die eigene Rasse nie vergessen. Jenes Wort, das er über die belgischen Schriftsteller einst äußerte: „Bei vielen unter ihnen verwandelt sich die Feder auf dem Papier oft in einen Pinsel. Sie übertragen auf das Wort die Wärme der Farbe, die Vibration des Blutes, die Begeisterung für die Palette ihrer Vorfahren“, kann auf ihn selbst volle Anwendung finden. Sein Werk „La Route d'Emeraude“ das zu seinen bedeutendsten gezählt wird, führt mitten in die holländische Malerwelt des siebzehnten Jahrhunderts. Durch die farbige Wiedergabe der holländischen Landschaft beansprucht es besonderen Ruhm. Andere Werke von ihm, die Abenteuer und Abenteuerer schildern, sind: „Véridique Histoire du Grand Saint-Nicolas“, die Erzählung „Cœur des Pauvres“. In die phantastische Welt eines Breughel und des achtzehnten Jahrhunderts führen die Werke „Les Patins de la Reine de Hollande“ und der „Jardinier de la Pompadour“. Erwähnenswert ist noch „L'Espagne en Auto“, ein Reisebuch aus Spanien. Demolter hat ein Alter von siebenundfünfzig Jahren erreicht. Am Anfang seiner Laufbahn widmete er sich der Jurisprudenz, die er jedoch 1895 aufgab, um sich vollkommen der Schriftstellerlaufbahn zu widmen.

*

Stefan Großmann hat die Feuilleton-Redaktion der „Vossischen Zeitung“ niedergelegt und wird vom Dezember ab im Verlage Ernst Rowohlt, Berlin, eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Die Wochenschrift“ erscheinen lassen.

An der Universität Halle hat sich für das Fach der deutschen Sprache und Literatur Dr. Wolfgang Liepe mit einer Antrittsvorlesung über roussseausche Kulturproblematik im deutschen Drama von Goethes „Götz“ bis Hebbels „Moloeh“ habilitiert.

*

Dem Direktor des weimarer Goethehauses ist es gelungen, eine Reihe sehr reizvoller Handzeichnungen der ehemaligen Koburger Hofdame Luise v. Meyern-Hohenberg zu erwerben, die in zwei Glasfästen des Christlianzimmers ihren Platz gefunden haben. Es handelt sich um Porträts von Waltherr v. Goethe aus seiner Jugendzeit, vom Kanzler Müller, vom Kunsthistoriker Ludwig v. Schorn, der Malerin Luise Seidler und Pauline Franke, von Sulpice Boisseree, der Gräfin Ida von Hahn-Hahn und Henriette v. Schorn. Sodann ist das lange verschollen gewesene Skizzenbuch Gaderts, mit außerordentlich frisch anmutenden Bleistiftzeichnungen des Künstlers von seiner Reise nach der Normandie, deren Goethe in seiner Gadert-Biographie gedenkt, wiedergefunden. Ferner ist zu erwähnen ein Silhouettenbuch des Grafen Beust aus Anebe's Nachlaß mit hundert Bildern, ein Miniaturbild Lord Byrons, und schließlich dreihundert sehr sorgfältig ausgeführte Federzeichnungen Julie v. Rahles.

Aus Anlaß der bei Lemerre vor kurzem erschienenen achthändigen Konjard-Ausgabe sei an die Wählverwandtschaft der beiden Dichterschulen von 1550 und 1830 erinnert, welche die *Pléiade* und das zweite *Cénacle* verbinden. Das große Verdienst der jüngeren Schule ist es, die Kenntnis Konjards vermittelt zu haben, und es war Sainte-Beuve, der 1828 die vergessenen Werke Konjards herausgab und dadurch der jungen Romantiker-Generation Wege wies. Sein seltenes und schönes Exemplar der Konjard-Ausgabe von 1609 debizierte Sainte-Beuve seinem Freunde Victor Hugo als „dem größten Erfinder lyrischer Rhythmen seit Konjard“. Auf die breiten Ränder des Foliobandes haben die Dichter jener Zeit huldigende Verse geschrieben: Alexander Dumas ist mit achtundneunzig Versen vertreten, vier Verse stammen von Lamartine, siebzehn von Alfred de Vigny. Sainte-Beuve selbst schrieb sich, außer einer Widmung, mit einem Sonett ein, sowie mit zwei Strophen auf der letzten Buchseite, die, wie die Widmung, Victor Hugo in den höchsten Ausdrücken und Vergleichen preisen.

In der Biographie von Baechthold ist erstmalig ein Brief von Gottfried Keller an Wilhelm Baumgartner vom 28. 1. 1849 aus Heidelberg abgedruckt, in dem es heißt: „Bei Henle höre ich Anthropologie; sein Vortrag, der Form wie dem Stoff nach, ist ausgezeichnet, ein wahrer Kunstgenuß, arbeitet übrigens dem Feuerbach bedeutend in die Hände. Wie schade ist es, daß Henle ein eigentlich leidenschaftlicher Monarchist ist. Gerwinus und die anderen dieses Kreises bedaure ich nicht, denn es sind grobe unkultivierte Lummel; aber dieser feine Henle thut meiner Seele weh. Er war mit Feuerbach befreundet und theilt auch seine Ansichten und Grundsätze. Als Feuerbach hieher kam, nahm er das größte Interesse daran und sprach immer mit Achtung und Liebe von ihm. Sobald er aber hörte, daß Feuerbach bei einem Republikaner wohne und selbst ein solcher sei, gab er ihn auf und — machte ihm nicht einmal einen Gegenbesuch! Das sind die freien sonnigen Höhen der Wissenschaft.“

Seit ich diese Stelle vor vielen Jahren gelesen, konnte ich nur mit Bedauern daran denken, denn ich wußte, daß sie auf einem Irrtum beruhen müsse. Jetzt finde ich in einem Brief meines Vaters an eine Geschwister vom 30. 7. 45 die Abschrift des folgenden Sonetts von Herwegh:

Dem Glanz der Throne bin ich wohl entronnen
Und Niemand sucht mich bei der Schmeichler Chören;
Wie wollte mich der bunte Tand behörnen!
Um keine freil' ich Eurer Tages-Sonnen.

Noch hab' ich wenig oder Nichts gewonnen.
Nur Allen kann die Freiheit angehören,
Die ganze Welt muß sich mit mir empören,
Sonst hab' ich nur ein eitel Werk gesponnen.

Drum fühl' ich's wohl, ich bin kein freier Mann:
Wenn ich auch keines Fürsten Joch mehr schleppe,
So ist doch jeder Sklave mein Tyrann.

Umsonst flieh ich Palast und Marmortreppe
Und Alles was ich mir erobern lann,
Ist Einamkeit in dieser Menschensteppe.

„Nun sagt selbst, ob dies nicht himmlisch, ob es nicht mehr werth ist, als ein langer Brief und ob man das Mitgefühl für die degradierte Menschheit edler ausdrücken kann.“ fügt er hinzu. Das entspricht ganz der Gesinnung, die sich in vielen Briefen ausspricht und die ich an ihm erkannt habe.

Im Dezember 1848 schreibt er: „Ludwig Feuerbach, mein alter Freund, geht melancholisch hier herum und weicht den Menschen aus.“

Lebhaft erinnere ich mich der warmen Theilnahme meines Vaters an meiner Begeisterung, als ich zum erstenmal den „Grünen Heimrich“ las. Seine Überzeugung, daß Keller ihn in der Schilderung seiner anthropologischen Vorträge, soweit sie die Willensfreiheit betreffen, nicht verstanden habe, fiel nicht ins Gewicht. Mein Vater war ein großer Keller-Berehrer, deshalb schmerzte es mich doppelt, ihn so verkannt zu sehen, und ich freute mich, diese Widerlegungen zu finden, die mir schlagend erscheinen.

Heidelberg, 2. 10. 19

Emma Henle

*

Bei einer Versteigerung älterer deutscher Drude aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert bei Oswald Weigel in Leipzig, erzielten zwei Ausgaben von Brants „Narrenschiff“ ansehnliche Preise. Die deutsche Ausgabe wurde für 140 M. nach München verkauft, die lateinische für 2600 M. nach Berlin. Das Konstanzer Koncilium von 1536 wurde mit 1000 M. bezahlt, der *Silius Italicus* von 1483 nur mit 865 M., ein Prachtexemplar von Stumpffs „Eidgenossenschaft“ erzielte 1150 M., die *Historia de gentibus septentrionalibus earumque diversis statibus*, von Claus Magnus, die zu den gesuchtesten Büchern der nordischen völkertumlichen Literatur zählt,

wanderte für 1150 M. nach Stockholm. Eine kleine Sammlung von Einbänden wurde ebenfalls zu beachtenswerten Preisen verkauft, so eine Horatiusausgabe Londin vom Jahre 1733 zu 1500 M., ein französischer Kalblederband für 1100 M., ein französischer Maroquinband für 1250 M. und ein Prachtexemplar, ebenfalls französischer Maroquinband des achtzehnten Jahrhunderts, zu 4300 M.

Unter dem Titel „The dramatic Works of Gerhart Hauptmann“ Edited by Ludwig Levisohn. London, Martin Secker, sind der fünfte, sechste und siebente Band der Dramen Gerhart Hauptmanns in englischer Übersetzung veröffentlicht worden. In dem „Times Literary Supplement“ wird dieses Ereignis als „das willkommenste Zeichen der Friedenswiederkehr in der literarischen Welt“ begrüßt und Gerhart Hauptmann eine große Gestalt der modernen Literatur genannt.

Am 21. September wurde in Brunn am Gebirge am Sterbehause Franz Reims in der Badgasse 12 eine Gedenktafel des Dichters enthüllt, die von dem Bildhauer Sautner hergestellt wurde.

Die von Rudolph Hayn und Heinrich Treitschke gegründeten und seit 1883 von Hans Delbrück herausgegebenen „Preussischen Jahrbücher“ (Verlag Georg Stilke) sind an den Politiker und Schriftsteller Dr. Walter Schotte als Herausgeber übergegangen.

Eine neue Abteilung hat der Verlag Hammerich & Lesser in Hamburg-Altona, der sich in der Herausgabe pädagogischer und sozialwissenschaftlicher Schriften erfolgreich betätigt, seinem Unternehmen angegliedert. Die Pflege moderner, schöner Literatur soll die Aufgabe dieser Abteilung sein. Es werden zunächst Bücher von Kurt Rückler, Adolph Wittmaad und Hans Leip erscheinen.

In Berlin ist im September eine orientalische Verlagsbuchhandlung „Transjahn“ eröffnet worden. Der Verlag wird sowohl europäische wie orientalische Bücher, Zeichnungen, orientalische Handschriften herausgeben und diese durch Ankauf und Tausch dem Publikum vermitteln.

Die Gründung einer literarischen Gesellschaft kam auf Anregung des Leiters des meiningener Hof- und Landestheaters in einer Gründungsverammlung zustande. Der Mitgliederbeitrag ist auf zehn Mark für das Jahr festgesetzt. Es werden für den Winter mehrere literarische Morgenfeiern vorgesehen, in denen zunächst Prof. Koeftler aus Leipzig, Herbert Eulenberg und Carl Hauptmann sprechen werden. Die Vorstandswahl bleibt einer noch stattfindenden konstituierenden Versammlung vorbehalten.

Zusammenschluß der Studierenden der Theaterwissenschaft in Berlin. An der berliner Universität hat sich eine inkorporative „Akademische Vereinigung für Theaterwissenschaft“ aufgetan. Sie bezweckt die Vertiefung der bühnenwissenschaftlichen Studien und den engeren Zusammenschluß und die allseitige Förderung der Studierenden der Theaterwissenschaft. Professor Max Herrmann, der Extraordinarius für Theatergeschichte, hat das Protektorat übernommen, und ein Ehrenbeirat namhafter Wissenschaftler und Künstler steht dem Vorstande zur Seite. Außer Studenten und Studentinnen können auch Bühnensachleute, Gelehrte und Freunde der Theaterwissenschaft der Vereinigung als „Förderer“ beitreten. Mindest-Semesterbeitrag für Studierende 5 M., für Förderer nach freiem Ermessen. Beitrittserklärungen nimmt der Leiter der theaterwissenschaftlichen Arbeitsabende, Dramaturg Dr. phil. Bruno Th. Satori-Neumann, Charlottenburg, Kantstr. 33, entgegen.

Uraufführung: Prag, Deutsches Landestheater: „Tanja“, dramatische Dichtung von Ernst Weiß.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

a) Romane und Novellen

- Beradt, Martin. Die Verfolgten. Berlin, Ernst Rowohlt. 274 S. M. 6,50 (9,—).
- , Erdarbeiter. Aufzeichnungen eines Schanzsoldaten. Berlin, S. Fischer. 317 S. M. 7,— (9,50).
- Biesenbach, Heinrich. Das Süßsträulein von Gerresheim. Roman. Düsseldorf, L. Schramm. 340 S. M. 8,—.
- Bohndorf, Hermann. Die verhexte Karnideibud. Hamburg, Richard Hermes. 94 S. M. 3,—.
- Danjsky, Ed. V. Die neue Jüdisch. Roman. Berlin, S. Fischer. 275 S. M. 10,— (13,—).
- Dreher, Max. Klaas Kork, der Mörder. Berlin-Leipzig, Hermann Hilger. 79 S. M. 0,50.
- Harder, Agnes. Mas. Eine Eisbärengegeschichte. Götting, Friedrich Andreas Perthes. 152 S. M. 6,—.
- Hofmannsthal, Hugo v. Die Frau ohne Schatten. Erzählung. Berlin, S. Fischer. 181 S.
- Kober, Julius. Sonne und Schwert. Drei Kapitel aus dem Erleben eines Frontsoldaten. Hamburg a. S., Robert Peiz. 75 S. M. 2,—.
- Langewiesche, Wilhelm. „Wolfs“, Geschichten um ein Bürgerhaus. In zwei Büchern: I. Buch: Im Schatten Napoleons. 304 S. II. Buch: Vor Bismarcks Aufgang. 279 S. München, Wilhelm Langewiesche-Brandt.
- Levin, Julius. Zweie und der liebe Gott. Roman. Berlin, S. Fischer. 259 S. M. 6,— (8,—).
- Lothar, Rudolf. Welt-Rausch. Roman. Leipzig, Grethlein & Co. 356 S. M. 7,50 (10,50).
- Luda, Emil. Der Weltkreis. Ein Novellenbuch. Berlin, Schuster & Loeffler. 293 S.
- Müller-Guttenbrunn, Adam. Sein Vaterhaus. Ein Venau-Roman. Leipzig, L. Seemann. 365 S. M. 7,— (9,50).
- Neumann, Alfred. Die Heiligen. Legendäre Geschichten. München, Georg Müller. 82 S. M. 3,—.
- Peterich, Edart. Manfred. Eine Novelle. Leipzig, Insel-Verlag. 95 S.
- Philippi, Felix. Das Schwalbennest. Roman. Berlin, August Scherl G. m. b. H. 367 S.
- Raesfeld, F. v. Im Wasgenwald. Ein Jäger- und Kriegerroman. Neubamm, J. Neumann. 325 S. M. 6,—.
- Rajka, Clara. Familie Brate. Roman. Berlin, Egon Fleischer & Co. 400 S. M. 7,50.
- Ressel, Gust. Andr. Aus unsern alt'n Wien. G'schicht'n in der Wiener Mundart. Wien, Waldheim-Eberle. Leipzig, Otto Klemm. 177 S. M. 5,— (10,—).
- Roniger, Emil. Die lautere Quelle. Noch ein Märchen, das lech, für die, die weder klein sind noch groß oder für die, die beides zugleich sind. Basel, Rotapfel-Verlag. 294 S. Fr. 7,—.
- , Sieben Märchen. Basel, Rotapfel-Verlag. 187 S. Fr. 6,50.
- Rothmund, Toni. Das Haus zum kleinen Sündenfall. Roman. Leipzig, Philipp Reclam jun. 239 S. M. 8,—.
- Rüdl, Otto. Die Abenteuer des Hiesel. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. 172 S. M. 4,20 (4,80).
- , Der Hiesel im Weltkrieg. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. 180 S. M. 3,50.
- Schendell, Werner. Dienerin. Roman. Berlin, S. Fischer. 354 S.
- Storn, Theodor. Immensee. Mit Schattenbildern von Johanna Bedmann. München, Kösl & Cie. 79 S. M. 5,—.
- , Pole Poppenspäler. Mit Schattenbildern von Johanna Bedmann. München, Kösl & Cie. 111 S. M. 5,50.
- Vom köstlichen Humor. Neue Folge Bd. 1. Hrsrg. von Karl Quenzel. Leipzig, Hesse & Beder. 340 S.
- Wolfensberger, William. Legenden. Zürich, Schulthes & Cie. 94 S. Fr. 10,—.

- Benson, Robert Hugo. Ein Durchschnittsmensch. Roman. Autorisierte Übersetzung von H. M. von Lama. Regensburg und Rom, Friedrich Bujiet. 551 S. M. 6,60.
- Gjellerup, Karl. Seit ich zuerst sie sah. Leipzig, Quelle & Meyer. 421 S. M. 8,—.
- Wypianiski, Stanislaw. Die Barfäuerin. Novembernacht. München, Georg Müller. 302 S. M. 12,— (15,—).

Zapolska, Gabriela. Woran man nicht denken mag. Roman. Autorisierte Übersetzung von Stefania Goldenring. Berlin, Desterfeld & Co. 406 S.

b) Lyrisches und Episches

Angelus, Silejus. Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder. Ausgew. u. eingel. von P. Cornelius Schröder. Warendorf i. W., J. Schnell'sche Buchhandlung. 109 S.
 Aehne, Hermann. Wandern und Weilen. Gedichte. Berlin, Didenburg & Co. M. 5,—.
 Rober, Julius. Doehaile. A Samfel Barfäle on Geschäfte in Süler Mundart. Camburg a. d. S., Robert Peij. 36 S. M. 1,—.
 Rocmata, Karl F. Die lebendige Dichtung I: Einsamer Wald. Ausgewählte Dichtungen 1909—1919. Wien-Leipzig, Frisch & Co. 35 S.
 Ruther, Ernst. Hollerstränwali. Gedichte in fränkischer Mundart. Würzburg, Deutschler Verlag. 64 S.
 Roniger, Emil. Ershütterungen. Basel, Rotapfel-Verlag. 124 S. Fr. 6,—.
 Schmidt, Paul. Brüder. Eine Dichtung wider den Tod. Stuttgart, Cretzer & Schröder. 133 S. M. 4,—.
 Schmidt-Hoffmann, Heinrich. Mein Lebensbuch. Gesammelte Dichtungen. Berlin, Didenburg & Co. 297 S. M. 6,—.
 Sergel, Albert. Sommerlegen. Ausgewählte Gedichte. Berlin-Charlottenburg, C. J. E. Woldmann Nachf. 132 S. M. 3,20 (4,00).
 Strauß und Torneg, Lulu v. Kelf steht die Saat. Jena, Eugen Diederichs. 107 S. M. 5,— (8,50).
 Weiß, Konrad. Tantum Dic Verbo. Gedichte. Leipzig, Ruri Wolff. 72 S. M. 12,—.
 Zerkulen, Heinrich. Mit dem Fiedelbogen. Gesammelte Werke. Essen, Fredebeul & Roenen. 74 S.

c) Dramatisches

Brandler-Pracht, Karl. Der Jamulus. Ein romanisches Trauerspiel. Berlin-Pantow, Linser-Verlag G. m. b. H. 146 S.
 Bourfeind, Paul. Monsieur de Paris. Vier Szenen. Köln, Friedr. Krag & Co. 48 S.
 Reisenberg, Adolf. Die Venus vom Pharat. Drama in fünf Aufzügen. Berlin, Paul Cassirer. 51 S.
 Roniger, Emil. Die Baglione. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Basel, Rotapfel-Verlag. 175 S. Fr. 6,—.

d) Literaturwissenschaftliches

Bartels, Adolf. Geschichte der deutschen Literatur. Braunschweig, Georg Westermann. 720 S. M. 27,—.
 Bertram, Ernst. Georg Chr. Vichtenberg. Adalbert Stifter. Bonn, Friedrich Cohen. 72 S. M. 3,80.
 Droop, Fritz. Alfred Bod. Ein Lebens- und Schaffensbild. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 84 S. M. 2,95 (4,95).
 Föder, Paul Oskar. Kinderzeit. Erinnerungen. Berlin, Ullstein & Co. 294 S. M. 5,—.
 Scheffels Werke. Hrsg. von Friedrich Panzer. 4 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut. M. 28,—.
 Schillers Werke. Zweite kritisch durchgesehene Ausgabe. Hrsg. von Ludwig Bellermann im Verein mit Robert Weiss, Albert Reismann und Wolfgang Stammler. 9 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut. M. 63,—.
 Sprengel, Johann Georg. Rudolf Herzogs Leben und Dichten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 77 S. M. 1,60.
 Ulrich, Albert. Goethes Testament. Die Lösung des Faust-Mäfels. Delfau, Faust-Verlag. 207 S. M. 8,— (12,—).
 Ziegler, Konrad. Gedanken über Faust II. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung. 75 S. M. 5,50.
 Zillmann, Friedrich. Helene Böhlau. Ein Beitrag zu ihrer Würdigung. Leipzig, Kenien-Verlag. 173 S. M. 3,50.

Ullalow, S. L. Familienchronik. Nach Sergius Racynskis Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von S. Böhl. München, Insel-Verlag. 468 S. M. 12,— (18,—).

e) Verschiedenes

Afrikanus. Kriegs-Kenien. Stimmen und Stimmungen aus dem Weltkrieg. Leipzig, Kenien-Verlag. 155 S. M. 3,—.

Aus Bibel und Seelsorge. Volksmündliche Bibelfragen der Gegenwart besprochen von Arthur Allgeller, Michael Heer, Engelbert Krebs, Wilhelm Reinhard, Simon Weber. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 134 S. M. 5,—.

Bihlmeyer, P. H. Wahre Gottsucher. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 99 S. M. 2,40 (3,20).

Blod, Paul. Der verwandelte Bürger. Berlin vom Kriegsausbruch bis zur Revolution. Zürich, Altheer & Co. 209 S.

Brausewetter, Arthur. Mehr Liebe! Ein Wegweiser zum wahren Menschentum. Leipzig, Max Koch. 111 S. M. 3,— (4,50).

Der Irrtum des Marshalls Foch. Gründe der deutschen Kapitulation vom 11. November 1918. Nach amtlichen Urkunden des französischen Großen Generalstabes. Mit einem Vor- und Nachwort von Oberst B. Genewisser. Berlin, Reimar Hobbing. 96 S. M. 3,—.

Detle, Walter. Die Sozialisierung der Buchproduktion und des Buchhandels. Hannover, Banas & Detle. 13 S. M. 1,20.
 Gleiches-Ruhwurm, Alexander von. Das wahre Gesicht. Weltgeschichte des sozialistischen Gedankens. Darmstadt, Otto Reichl. 301 S. M. 12,—.

Helfferich, Staatsminister. Die Friedensbemühungen im Weltkrieg. Berlin-Zehlendorf-West, Zeitfragen-Verlag.

Hoffmann, Jakob. Handbuch der Jugendbunde und Jugend-erziehung. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 410 S. M. 14,— (16,50).

Krauß, Rudolf. Klassisches Schauspielbuch. Ein Führer durch den deutschen Theaterplan der älteren Zeit. Stuttgart, Deutsche Verlagsbuchhandlung. 390 S. M. 6,—.

Lippert S. J., Peter. Der dreipersonliche Gott. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 154 S. M. 1,80 (3,—).

— Gott und die Welt. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 160 S. M. 2,40 (3,60).

— Der Erlöser. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 164 S. M. 2,80 (4,—).

Mann, Thomas. Wigners „Palestrina“. Sonderdruck aus den „Beiträgen“ eines Unpolitischen. Berlin, S. Fischer. 30 S.
 Menge P., Gisbert, Franziskaner. Die Herrlichkeit der luth. lichen Kirche in ihrer Lehre. Münster i. W., Borgmeyer & Co. 336 S. M. 4,—.

Müsch, Paul Georg. Neuer Frühling. Ein Buch von deutscher Wanderlust. Magdeburg, Carl E. Klotz. 246 S.

Napoleons letzte Freundin. Sankt Helena-Erinnerungen der Betsy Balcombe. Hrsg. von Ruri Paul Arz. München, Georg Müller. 272 S. M. 11,— (18,—).

Neue Jugendblätter. Jahrbuch für das deutsche Haus 1920. 12. Jahrg. Gute Freunde Hrsg. vom Schöf. Pestalozzi-Verein. Bearb. von Ernst Thieme, Dresden.

Reumann, Ernst. System der Ästhetik. Leipzig, Quelle & Meyer. 144 S. M. 2,50.

Peruhn, Walter. Durch Gerechtigkeit zum Weltfrieden. Leipzig, Otto Wigand. 44 S. M. 2,—.

Sailer, Bischof Johann Michael. Christliche Briefe eines Ungenannten von den Jahren 1783—1803. Neu herausgegeben von Franz Keller. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 274 S. M. 5,50 (6,80).

Schulte, Joh. Christophomus. Die Kirche und die Gebildeten. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 278 S.

Spahn, Martin. Elsaß-Lothringen. Berlin, Ullstein & Co. 386 S. M. 7,50.

Wieser, Friedrich. Österreichs Ende. Berlin, Ullstein & Co. 318 S. M. 3,—.

Winds, Adolf. Die Technik der Schauspielkunst. Dresden, Heinrich Minden. 217 S. M. 8,— (11,—).

Wolff, Max. Lernet werden! Gedanken über Kulturrent- wicklung. Leipzig, Der neue Geist-Verlag. 126 S. M. 4,50.

Maçar, J. S. Das Gift aus Judäa. Deutsch von Ernst Mandler. Wien-Prag, Verlag der Böhmischen Edition G. m. b. H. 5. 158 S.—. Im Strahl der hellenischen Sonne. Deutsch von Ernst Mandler. Wien-Prag, Verlag der Böhmischen Edition. 166 S.
 Scheffauer, Herman George. The German Prison-House. How to convert it into a Torture-Chamber and a Charnel. Suggestions to President Wilson. Berlin, Selbstverlag. 20 S.

Redaktionschluss: 1. November

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — **Verantwortlich für den Text:** Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Egon Fleißel & Co., Berlin. — **Verlag:** Egon Fleißel & Co. — **Adressen:** Berlin W. 9, Linzstr. 16.
Veröffentlichungsweise: monatlich zweimal. — **Bezugspreis:** vierteljährlich 6 Mark; halbjährlich 12 Mark; jährlich 24 Mark.
Zustellung unter Vorbehalt vierteljährlich: in Deutschland und Österreich 6,75 Mark; im Ausland 7 Mark.
Zustellung: Witzgepaltenes Nonpareille-Folio 40 Bfg. Betragen nach Abrechnung!

Deutsche Spar-Prämienanleihe 1919

1. Die Anleihe beträgt Fünf Milliarden Mark in Fünf Millionen Anleihe Scheinen zu Eintausend Mark, rückzahlbar innerhalb 80 Jahren nach untenstehendem Tilgungsplane. Sie ist eingeteilt in fünf Reihen (A, B, C, D, E). Jede Reihe enthält 2500 Gruppen (1 bis 2500), jede Gruppe 400 Nummern (1 bis 400).
2. Halbjährig findet eine Gewinnverlosung nach untenstehendem Gewinnplane statt.
3. Vom 1. Januar 1940 an steht dem Inhaber das Recht zu unter Einhaltung einer Kündigungsfrist von einem Jahre die Rückzahlung zum Nennwert zuzüglich des Zuschlages von 50 Mark für jedes verflossene Kalenderjahr unter Abzug von 10 v. H. des Gesamtbetrags zu verlangen.
4. Sollte vor dem 1. Januar 1930 eine neue gleichartige Spar-Prämienanleihe zur Ausgabe gelangen, so haben die Inhaber der Stücke dieser Anleihe das Zeichnungsvorrecht.
5. Die Inhaber der Stücke genießen die untenstehenden Steuerbegünstigungen.

Gewinnplan:

5 Gewinne zu 1000000 Mark	=	5000000 Mark
5 " " 500000 "	=	2500000 "
5 " " 300000 "	=	1500000 "
5 " " 200000 "	=	1000000 "
10 " " 150000 "	=	1500000 "
20 " " 100000 "	=	2000000 "
50 " " 50000 "	=	2500000 "
100 " " 25000 "	=	2500000 "
200 " " 10000 "	=	2000000 "
300 " " 5000 "	=	1500000 "
400 " " 3000 "	=	1200000 "
400 " " 2000 "	=	800000 "
1000 " " 1000 "	=	1000000 "

Im ganzen jedes Halbjahr

2500 Gewinne über zusammen 25000000 Mark.

Gewinnverlosungen finden am **2. Januar** und **1. Juli** jedes Jahres, erstmals im März 1920, statt. Bei jeder Verlosung werden **2500 Gewinne** im Gesamtbetrage von **Fünfundzwanzig Millionen Mark** gezogen. Die gezogenen Gruppen und Nummern gelten für sämtliche fünf Reihen. Sie werden im „Deutschen Reichsanzeiger“ bekanntgemacht. Ein mit einem Gewinn gezogenes Stück nimmt auch ferner an den Gewinnziehungen bis zu seiner Tilgung teil. Ein und dasselbe Stück

kann jedoch in jeder Ziehung nur einmal gewinnen. Die Gewinne werden von dem auf die Verlosung folgenden 1. März oder 1. September an, die der ersten Verlosung vom 1. April 1920 an unter Abzug von 10 v. H. ausgezahlt.

Tilgungsplan:

In den Jahren	Tilgung		Bonus		
	jährliche Stückzahl	jährlicher Gesamtbetrag Mark	jährliche Stückzahl	im einzelnen Mark	jährlicher Gesamtbetrag Mark
1920—1929	50 000	50 000 000	25 000	1000	25 000 000
1930—1939	75 000	75 000 000	37 500	1000	37 500 000
1940—1949	100 000	100 000 000	50 000	1000	50 000 000
1950—1959	75 000	75 000 000	37 500	2000	75 000 000
1960—1999	50 000	50 000 000	25 000	4000	100 000 000

Die Tilgungsauslosungen finden am 1. Juli jedes Jahres erstmals am 1. Juli 1920, im Anschluß an die Gewinnverlosung statt. Zur Feststellung der zu tilgenden Stücke (50 000, 75 000 oder 100 000) werden jedesmal 4, 6 oder 8 Nummern gezogen. Die gezogenen Nummern gelten für alle Gruppen und Reihen. Sie werden im „Deutschen Reichsanzeiger“ bekanntgemacht. Jedes gezogene Stück wird zum Nennwert zurückgezahlt mit einem Zuschlag von 50 Mark für jedes bis zur Fälligkeit verflossene Jahr. Die Stücke jeder zweiten gezogenen Nummer erhalten außerdem den im Tilgungsplan angegebenen Bonus. Die Tilgungsumme mit Zuschlag und Bonus werden von dem auf die Auslosung folgenden 29. Dezember an gegen Aushändigung des Stückes ausgezahlt.

Steuerbegünstigungen:

- a) Befreiung eines Besizes bis zu 25 Stück von der Nachlasssteuer und bezüglich derselben Stücke von der Erbanfallsteuer. Keine Nachlaß- oder Erbanfallsteuer für die auf den Namen Dritter bei der Reichsbank oder anderen vom Reichsminister der Finanzen noch zu benennenden Stellen auf fünf Jahre und mehr oder auf Todesfall hinterlegten Stücke (bis 10 Stück für jede einzelne dritte Person).
- b) Der Vermögenszuwachs, der sich aus dem Besitze der Anleihestücke gegenüber dem bei der Erwerbung der Stücke anzunehmenden Vermögenswert ergibt, unterliegt nicht der Besitzsteuer (Vermögenszuwachssteuer).
- c) Der Überschuß des Veräußerungswertes über den Tilgungswert bleibt frei von der Kapitalertragssteuer.
- d) Die dem Besitzer der Stücke auf Grund der vorstehenden Bestimmungen zustehenden Leistungen sowie der aus dem Verkauf der Stücke erzielte Gewinn unterliegen im Gewinnjahre weder der Einkommensteuer noch der Kapitalertragssteuer.
- e) Bei jeder Art der Besteuerung werden die Anleihe Scheine bei einer Stückzahl bis zu 50 Stück höchstens zum Nennwert, vom 20. Jahre an bis zum Kündigungswerte bewertet.

Zeichnungsbedingungen:

1. **Voraussetzungen.** Zeichnungsstellen sind die Reichsbank und die im offiziellen Zeichnungsprospekt aufgeführten Geldinstitute. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung jeder Bank, jedes Bankiers, jeder von Montag, den 10., bis Mittwoch, den 26. November 1919 mittags 1 Uhr Sparkasse und Kreditgenossenschaft erfolgen. — Zeichnungen werden entgegengenommen. Früherer Zeichnungsschluß bleibt vorbehalten.
2. **Zeichnungspreis.** Der Preis für jedes Spar-Prämienstück beträgt 1000 M. Hiervon sind 500 M. in 5% Deutscher Reichsanleihe zum Nennwert berechnet und 500 M. in bar zu begleichen. Die mit Januar-Juli-Zinsen ausgestatteten Reichsanleihestücke sind mit Zins-scheinen, fällig am 1. Juli 1920, die mit April-Oktober-Zinsen ausgestatteten Stücke mit Zins-scheinen, fällig am 1. April 1920, einzureichen. Den Einlieferern von 5% Reichsanleihe mit April-Oktober-Zins-scheinen werden auf ihre alten Anleihen Stückzinsen für 90 Tage = 1,25% vergütet.
3. **Sicherheitsbestimmung.** Bei der Zeichnung hat jeder Zeichner eine Sicherheit von 10% des gezeichneten Betrages mit 100 M. für jedes Prämienstück in bar zu hinterlegen.
4. **Zuteilung.** Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die Art der Verteilung bestimmt das Reichsfinanzministerium.

5. **Bezahlung.** Die Zeichner sind verpflichtet, die zugeteilten Beträge bis zum 29. Dezember d. J. zu begleichen. Die Bezahlung hat bei derjenigen Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist. Sollen 5% Schuldbuchforderungen zur Begleichung verwendet werden, so ist sogleich nach Erhalt der Zuteilung ein Antrag auf Auslieferung von Schuldverschreibungen an die Reichsschuldverwaltung Berlin SW 68, Oranienstraße 9—14, zu richten. Der Antrag muß einen auf die Begleichung der Spar-Prämienstücke hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens am 20. Dezember d. J. bei der Reichsschuldverwaltung eingehehen. Vordrucke zu solchen Anträgen mit Formvorschriften sind bei allen Zeichnungs- und Vermittlungsstellen zu haben. Daraufhin werden Schuldverschreibungen, die nur zur Begleichung von Spar-Prämienstücken geeignet sind, ohne Zinsbogen ausgereicht. Die Ausreichung erfolgt gebührenfrei und portofrei als Reichsdienstsache. Diese Schuldverschreibungen sind spätestens bis zum 20. März 1920 den in Absatz 1 genannten Zeichnungs- oder Vermittlungsstellen einzureichen.
6. **Ausgabe der Stücke.** Die Ausgabe der Prämienstücke erfolgt im Februar 1920; Schuldbuchgläubiger erhalten erforderlichenfalls bis zur ersten Gewinnverlosung im März n. J. durch ihre Vermittlungsstellen Nummernaufgabe. Zwischenscheine sind nicht vorgegeben.
7. **Umtausch der Kriegsanleihen.** Die Reichsbank wird, soweit möglich, unentgeltlich Stücke von höherem Nennwert als 500 M. in kleine Stücke tauschen.

Reichsfinanzministerium
Anleihe-Abteilung.

Berlin, im November 1919.

Die Werke von
Börries, Freiherrn von Münchhausen

Die Balladen und ritterlichen Lieder

Zweiundvierzigstes Tausend

Das Herz im Harnisch

Sechzehntes Tausend

Die Standarte

Zwölftes Tausend

Preis jedes Bandes geheftet M. 4,50; in Pappband gebunden M. 7,—
in Leinenband M. 8,50

Juda

Gefänge

Buchschmuck von E. M. Eillen

Neue Auflage

in Vorbereitung

Alte und neue Balladen und Lieder

Auswahl

Siebzigstes Tausend

Kartoniert M. 0,80

Die Werke von

Ina Seidel

- Gedichte. 2. Auflage Geh. M. 3,—; geb. M. 5,50
Neben der Trommel her. Neue Gedichte Geh. M. 3,—; geb. M. 5,50
Weltinnigkeit. Neue Gedichte. 2. Auflage Geh. M. 3,—; geb. M. 5,50
Das Haus zum Monde. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 5,—; geb. M. 7,50

„Es ist ganz reife und ganz große lyrische Kunst. Deutschland besitzt wieder eine Dichterin in dem vollen schweren Sinne des Wortes. Wenn es heute nach Bestätigungen seiner sich immer neu gebärenden Schöpferkraft Umschau hält, kann es auch auf Ina Seidel einen dankbaren, stolzen und hoffnungsvollen Blick ruhen lassen.“ Julius Bab in der „Vossischen Zeitung“.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Ernst Heilborn

Die kupferne Stadt

Geheftet M. 4,—; gebunden M. 6,50

Westermanns Monatshefte: . . . Nein, mit dem Verstand wird man diesen Legenden nicht beikommen, so wenig wie den alten Heiligengeschichten, mit denen sie nicht nur den Goldgrund einer Weltentrücktheit, sondern auch das stille, schlichte Frommsein, die Demut vor den letzten Dingen teilen. Man soll sie lesen wie Märchen, sich an ihrer voraussetzungslosen Naivität, ihrer spielenden Phantasie, ihrem lockenden Tief Sinn freuen. Und wenn man vor der epischen Spannung, vor der bunten, schillernden Fülle des Geschehens, die sie über uns ausschütten, noch Mühe dafür findet, auch an der schlanken, federnden Anmut ihrer Sprache, die auf allen Schmuck verzichten darf, wie eine edle Klinge, die nur die Schönheit der Zweckerfüllung kennt. Dr. Friedrich Döfel.

Die Lesende: Liebe zum Lebendigen in jeder Form gibt diesen Geschichten ein eigenartiges Leuchten, eine seltsam ans Herz strömende Musik. Man liest diese Legenden und merkt kaum, wie man oft schon nach wenigen Zeilen durch irgendeine Zaubertüre in das Zwischenreich der Seele, bis dann plötzlich ein Wort, eine Gebärde kommt und uns gütig, leise mit einer wundersam lauterer Schönheit erkennen läßt, was man nicht aussprechen kann. Gar nicht traumbenommen kehrt man von diesen Geschichten in seinen Alltag zurück. Es ist nur, als habe man irgendwie in eine Zukunft geschaut und habe ein neues, wissendes Schweigen gelernt. Anton Dörfler.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Neue Bücher des Jahres 1919

Nach den Erscheinungszeiten geordnet

Georg Hermann: Randbemerkungen (1914—17). 1. u. 2. Auflage. Geh. M. 4,—; in Pappband geb. M. 6,50; in Leinen geb. M. 8,—.

Der Verfasser so manches behaglichen Berliner Romans wird hier zum ähnden Spötter und nadelsharfen Kritiker. Georg Hermann hat seit Kriegsbeginn bis zum Jahre 1917 etwa eine Art aphoristisches Tagebuch geführt und darin alle Bitternis entladen, die die schweren Zeiten ihm und anderen bereiten mußten. Er ist überzeugter Pazifist und Republikaner schon damals gewesen, und es ist daher begreiflich, daß seine oft harten Worte erst jetzt in der Öffentlichkeit ausgesprochen werden dürfen. In der Hauptsache hat der Dichter, der hier zum Politiker und teilweise zum Propheten geworden ist, leider, leider Recht behalten. Sichtung würde Wiederholungen ausgemerzt haben, aber das wollte Hermann ja nicht. Er gab die Dinge, wie sie sich ihm aufdrängten, und schuf so eine Art Seelenspiegels. (Magdeburgische Zeitung.)

Karl von Versfall: Wellermanns Ehenot. Roman. 1.—4. Auflage. Geh. M. 5,—; geb. M. 7,50.

In seinem neuesten Roman kehrt Karl von Versfall zu jenem Stoffgebiet zurück, das für sein schriftstellerisches Schaffen längst typisch geworden ist. Wir haben wieder einen Eheroman vor uns, und zwar ist es das Problem der durch andauernde Krankheit der Frau gerüttelten Ehe. Die Erzählung spielt in einer reichen Familie einer großen deutschen Handelsstadt. Phantastisch-Romantisches berührt sich in dem Buche mit realistischen Bildern des Großstadtlebens; die zum Teil grellen stofflichen Wirkungen werden veredelt durch die ergreifende Innigkeit und den leidenschaftlichen Schwung, mit denen das Gefühlsleben der Hauptfiguren zur Darstellung gelangt. (Halle'sche Zeitung.)

Alfred Bock: Der Flurschütz. Roman. Jubiläumsausgabe. Mit Bildnis der Verfasserin. Geh. M. 5,—; geb. M. 7,50; auf Büttchen in Halbfrz. vom Verfasser handschriftlich gezeichnet M. 20,—.

Eine sorgfältig ausgestattete Jubiläumsausgabe des „Flurschütz“, jenes Romans von zwingender Kraft und schlichter Größe, der so recht eigentlich alle Vorzüge der Kunst Alfred Bocks vereint: klare Kernhaftigkeit der Charakterzeichnung, lapidare Darstellung und Wucht der Sprache. Die Gestalt des „Flurschütz“, der vom heißen Atem des Schicksals umweht seinem Verhängnis entgegensteht, sucht im zeitgenössischen deutschen Schrifttum ihresgleichen.

Franz Nabl: Der Tag der Erkenntnis. Zwei niederösterreichische Erzählungen. Geh. M. 5,—; geb. M. 7,50; auf Büttchen in Halbfrz. mit handgefertigtem Künstler-Buntpapier-Überzug vom Verfasser handschriftlich gezeichnet M. 20,—.

Die bewundernswürdige Kunst Nabls, Seele und Schicksal zu durchdringen, ihnen die letzten Hüllen zu entreißen, daß wir das Walten höherer Mächte erkennen, entfaltet sich in den beiden Novellen in ihrer ganzen Reinheit. In der Novelle „Der Tag der Erkenntnis“, die wie eine Idylle anhebt und versöhnend ausklingt, ist mit der unheimlichen Kraft der Zusammenballung, die Nabl wie wenigen zu eigen, die Tragödie des reifen Mannes und des lebensdürstigen Jünglings in den Zeitraum weniger Stunden hineingepreßt. In der zweiten Novelle „Die Augen“ ist es ein Mädchenschicksal, das sich aus Alltagsstille zur Tragödie erhebt.

Clara Rakta: Familie Brake. Roman. 1.—3. Auflage. Mit Zeichnung zum Umschlag und Titelbild von A. L. Rakta. Geh. M. 7,50; in Pappband geb. M. 10,—; in Leinen geb. M. 11,50.

„Damals hatte die Zeit noch mütterliche Augen, ihr Herzschlag ging ruhig.“ — Dieser Satz aus der „Familie Brake“ kennzeichnet die Atmosphäre, in der dieser blühende Roman spielt. Und deutsch ist er, deutsch bis in die feinsten Fäden des vielgestaltigen Lebens, das in ihm pulsiert. Adeline Brake, die wie ein strahlendes, freudenspendendes Frauenbild durch den Roman geht, Claus Brake, der alte Ding und all die anderen, das sind nicht bloß deutsche Namen, das sind Wesen! Nicht „typische“ Deutsche, denn die Charakteristik des Einzelnen steht hoch über dem Typischen: es sind unübertrefflich gezeichnete Individuen, deren Leben sich da vor uns abspielt. Und ebenso unübertrefflich schön und reich ist die Fülle der Bilder.

Gustav Martens: Vom Leben. Gedichte. Geh. M. 4,—; geb. M. 6,50.

Aus inneren Kämpfen sind die Lieder „Vom Leben“ entstanden. Sie spiegeln das Suchen wieder nach Idealen, die der Alltag mit seinem grauen Einerlei verschüttet hat. Sie frei zu legen, sie rein zu spülen in dem Quell, der in ihm aufgebrochen, ist das Ziel des Dichters. In Liedern von großer Leidenschaft und Innigkeit ist sein Ringen festgehalten.

Franz Dülberg: Schellenkönig Kaspar. Drama in 5 Akten. Geh. M. 6,—; geb. M. 8,50; auf Büttchen in Halbfrz., vom Verfasser handschriftlich gezeichnet M. 30,—.

In dem Augenblick, wo Deutschlands im Ringen mit Frankreich erlittene Niederlage ihre einstweilige politische Bestätigung findet, stellt Franz Dülberg der Cyrano-Dichtung Edmond Rostands sein deutsches heroisch-romantisches Drama entgegen. In freiester Fabelerfindung bietet der Dichter eine Eulenspiegelgestalt deutsch-mittelalterlicher Prägung, die sich aber in einzelnen Momenten zur Höhe einer allzumenschlichen Christuserscheinung erhebt.

Wilhelm Schmidtbom: Die Passion. Von Arnoul Greban. Aus dem Französischen des Jahres 1452 frei übertragen. Geh. M. 4,—; geb. M. 6,50.

Dieses Passionspiel ist geschrieben von einem Mönch. Es wurde in den Städten des alten Frankreich gespielt von 1452—1555. Mit Recht nennt Paulin Paris dieses Spiel das schönste Denkmal der früheren französischen Literatur. Inselhaft hebt es sich heraus aus der Sphäre der damals in allen Sprachen üblichen Passionsspiele. Großartig ist der Aufbau, von vollendeter Kraft und Einfachheit die Sprache. Das Drama Christi und das Drama der Menschen überhaupt. Ein altes Spiel, das aber für kein Geschlecht mehr geschrieben scheint, als für das unsere. In der meisterhaften Nachdichtung Schmidtboms werden wir es mit größter Bewußtheit, aber ebenso gewiß auch mit größter Bereitschaft der Seele aufnehmen.

Hermann Wagner: Leichte Brüder. Heitere Skizzen. Mit Umschlagzeichnung von Friedr. Kurt Graeffe. Geh. M. 3,—; geb. M. 5,50.

In all diesen sehr amüsanten, flott hingeworfenen kurzen Geschichten macht Wagner sich mit ironischer, nicht selten grotesker Übertreibung über diese und jene Schwäche seiner Mitmenschen männlichen und weiblichen Geschlechts lustig, oft nicht ohne Schärfe, aber immer urvergnüglicher und witziger Weise. „Leichte Brüder“ ist ein Titel, der genug sagt. Sie sind gewiß nicht beste Gesellschaft, aber sie sorgen für gute Unterhaltung; und das hat in dieser schweren Zeit auch sein Gutes.